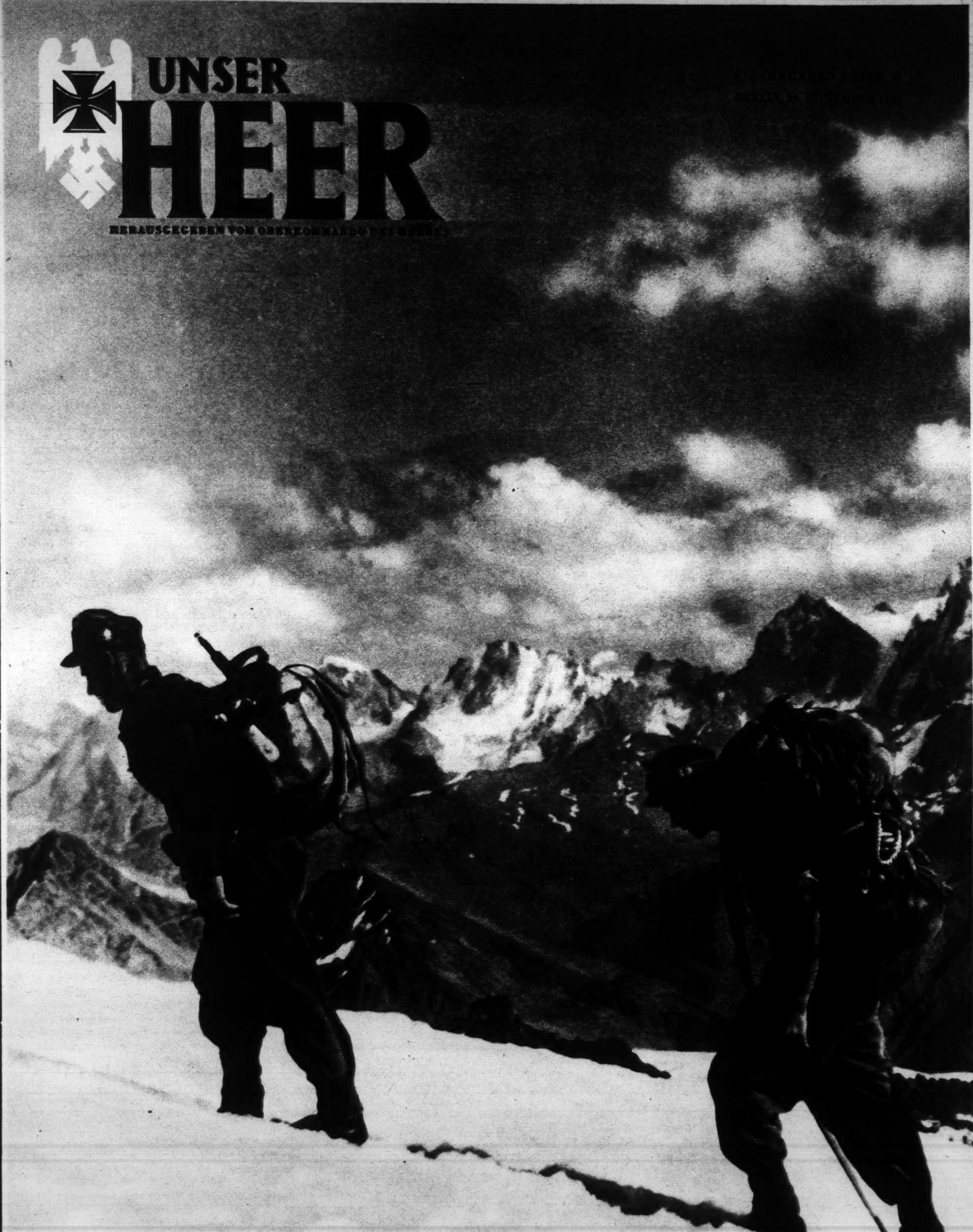
UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES



Um große Erfolge zu erreichen, muß etwas gewagt werden

MOLTKE

Aufnahme: Bauer-Karlsruhe

Vater ist im Felde

DEUTSCHE JUNGEN IM KRIEGSEINSATZ DER HEIMAT

In einer Berliner Nebenstraße steht ein gutes Dutzend 10 bis 14jähriger Jungen. Nicht in einem „Sauhaufen" etwa, sondern stramm ausgerichtet, in Linie angetreten! Vor der Front ein Gleichaltriger, einen Kopf größer, der ruhig und sicher zu seinen Kameraden spricht.

Soldatenspielerei? Ich habe unbemerkt einen Augenblick zugesehen. Das hat nichts gemein mit der Soldatenspielerei, die wir, als wir noch Jungen waren und unsere Väter im ersten Weltkrieg standen, betrieben. Fröhlichkeit und Freude am Herumtoben mögen die gleichen sein, aber es ist doch so manches anders. Die Jungen stehen so ernsthaft im Gliede, Befehle werden so selbstverständlich gegeben, entgegengenommen und — befolgt. Wir hätten damals, vor 25 Jahren, den Kameraden, der vor der Front stand, nach einer Weile ausgelacht und doch gemacht, was wir wollten...

Die Jungen im Jungvolk und in der Hitler-Jugend haben heute so ganz andere Interessen, als wir sie damals kannten. Wenn man sich so einen Jungen vorknöpft, dann hört man als erstes immer das Wort „Dienst". „Dienst" wird bei den Jungen groß geschrieben. Sie sind immer beschäftigt, haben ihr Fähnlein, ihre Gefolgschaft. Wenn sie zum „Dienst" gehen, ziehen sie ihre Braunhemden an, sehen, ob der Scheitel gerade sitzt, putzen noch schnell einmal über die Schuhe; und das alles betreiben sie mit einer Ernsthaftigkeit, die beweist, daß hinter diesem „Dienst" schon etwas stecken muß.

Wir waren damals restlos frei und ungebunden, wenn die Schule ausfiel. Und sie fiel meiner Erinnerung nach viel öfter aus als heute, trotzdem gerade in unserer Zeit das Schulproblem durch die Einziehung der Lehrer, Umwandlung der Schulen in Lazarette und Heime, Schädigung der Schulgebäude in den luftgefährdeten Gebieten usw. Sorge genug macht. Wer könnte es einem Jungen verdenken, wenn er sich freut, daß die Schule ausfällt? Wir jedenfalls haben jede ausgefallene Klassenarbeit mit Freudengeheul begrüßt. Aber wenn heute die Schule ausfällt, dann ist eben meist „Dienst".

Es ist nicht leicht, hinter diesen Begriff „Dienst" zu kommen. „Dienst" ist alles, was mit dem Fähnlein des deutschen Jungvolks und mit der Gefolgschaft der Hitler-Jugend zusammenhängt. „Dienst" ist Antreten, ist Appell. „Dienst" ist beispielsweise auch das Sammeln. Und das ist nicht so ein bißchen Einsammeln von Bucheckern, Silberpapier und Laub, wie wir das gekannt haben, als wir so alt wie die Jungen waren. Heute werden Hand- und Schubkarren voll Altpapier, Knochen, Metall und weiß ich was zusammengetragen. Heute gehen die Jungen (und natürlich auch die Mädel) von Haus zu Haus mit der Sammelbüchse, heute werden Plaketten und Karten verkauft und dafür Groschen um Groschen in den Büchsen zusammengetragen.

„Dienst" der Jungen von heute bedeutet aber noch mehr. Da ist beispielsweise die Nachbarschaftshilfe. Die Jungen stehen wie die Mädel zu Dienst- und Botengängen, ja zum Einkaufen bereit. Von der Kommandierung zu solch einem Dienst bis zur selbstverständlichen freiwilligen Einsatzbereitschaft ist kein weiter Schritt. Jeder Urlauber wird das zu Hause bestätigt finden. Der Dienst ist zur Erziehung geworden! In Bayreuth und manchen anderen Städten des Reichsgebietes stehen Hitler-Jungen als Fremdenführer bereit. Sie führen Soldaten, besonders Verwundete, Rüstungsarbeiter, sie sind immer zur Auskunft bereit und wissen über alles Bescheid, wie eben ein richtiger Fremdenführer. In Kassel haben die Jungen abwechselnd Dienst in der Vorhalle des Hauptbahnhofes. Wenn sie einen Soldaten, eine Mutter mit Kindern oder eine ältere Frau mit Gepäck sehen, fragen sie höflich, ob sie das Gepäck tragen dürfen.

Dienst tun die Jungen auch in anderen Kriegseinsätzen. Denken wir nur an den Ernteeinsatz, der klassenweise die Schulen unter der Aufsicht der HJ.-Führer auf das Land führt. In manchen ländlichen Bezirken haben die Jungen, wo es notwendig ist, sogar das Feuerlöschwesen übernommen. In einigen Städten sind die Jungen im Kriegshilfsdienst der Straßenbahn als Schaffner tätig. In den luftgefährdeten Gebieten tun sie Dienst als Melder zwischen den Befehlsstellen der Partei und Behörden. Überhaupt, überall dort, wo kriegswichtige Arbeit Botengänge erforderlich machen, sind die Jungen als zuverlässige Aushilfen eingestellt.

Müssen wir nicht immer wieder Vergleiche ziehen zwischen Vätern und Söhnen einst und jetzt? So mancher Vater, der heute an der Front steht, bekommt vielleicht einen Schrecken, wenn er von Jugendarrest oder unbestimmter Verurteilung Jugendlicher liest. Gewiß, wir wissen alle, wie leicht in Kriegszeiten gerade die Jugend in Gefahr kommt zu verwahrlosen. Erinnern wir uns nicht noch, wie schwer es doch die wenigen alten Lehrer und meist schwachen Lehrerinnen mit uns hatten und wie wir wilden Bengels uns letzten Endes doch meist durchsetzten? Diese Seite der Verwilderung der Jugend kommt heute kaum zum Vorschein. Da ist eben der „Dienst", den sich die Jugend selbst gestellt hat — er schiebt dicke Sperren vor dumme Gedanken. Dieser Dienst läßt ja gar keine Zeit mehr, wirkliche Dummheiten anzustellen. Im übrigen haben die Jungen heute bei allem, was mit ihrem Dienst, ihrer Arbeit und ihrem persönlichen Auftreten zusammenhängt, eine Auffassung über den Begriff Ehre, der bewundernswert ist.

Wichtiger als alles andere ist für uns Väter aber die Einstellung zu unseren Jungen selbst. Da sind wir nun viele Monate lang von daheim fort. Kommen wir nach Hause, dann ist aus dem Knirps ein kleiner Mann geworden. Hüten wir uns vor Fehlern, wie sie zuweilen die Väter vor 25 Jahren uns gegenüber gemacht haben! Wie sehr haben wir an dem Vater, der an der Front war, gehangen. Aber wenn er auf Urlaub kam, dann hieß es oft genug auf unsere brennenden Fragen: „Ihr Lausejungs versteht doch nichts davon!" Das ist eine Antwort, die wir heute verstehen, weil wir das gleiche Erleben hinter uns haben. Aber sie ist nicht richtig. Unsere Jungen wissen oft schon mehr vom Kriege, als wir glauben. Sie stehen im Kriegseinsatz wie die ganze Heimat, sie verfolgen auf Karten und Globus die Fronten, wie wir das damals gar nicht machen konnten. Sie wissen von Waffen und Kriegsgeräten mehr, als wir als Gleichaltrige überhaupt geahnt haben.

Darum müssen wir schon unsere Jungen so ernst nehmen, wie sie genommen werden wollen. Sie haben mehr, als wir vielleicht glauben, begriffen, daß dieser Krieg ein Krieg ist, der um ihre Zukunft geführt wird. Um ihnen diese Zukunft gestalten zu können, müssen wir aber restlos ihr Vertrauen haben. Wir können überzeugt sein, daß sie mit ebensolchem Ernst dereinst an ihre Aufgaben herangehen werden wie wir selbst. Wenn wir die Jugend heute sehen, wie sie ihre kleinen und großen Pflichten erfüllt, dann können wir stolz und zufrieden sein. Es wächst eine starke neue Generation heran, die auf freiem Raum ungehindert ihren großen Aufgaben entgegengeht. Mit Stolz trägt diese Jugend den Namen des Führers, der der Zeit seinen Namen gab.

Feldwebel Hans-Adolf Weber

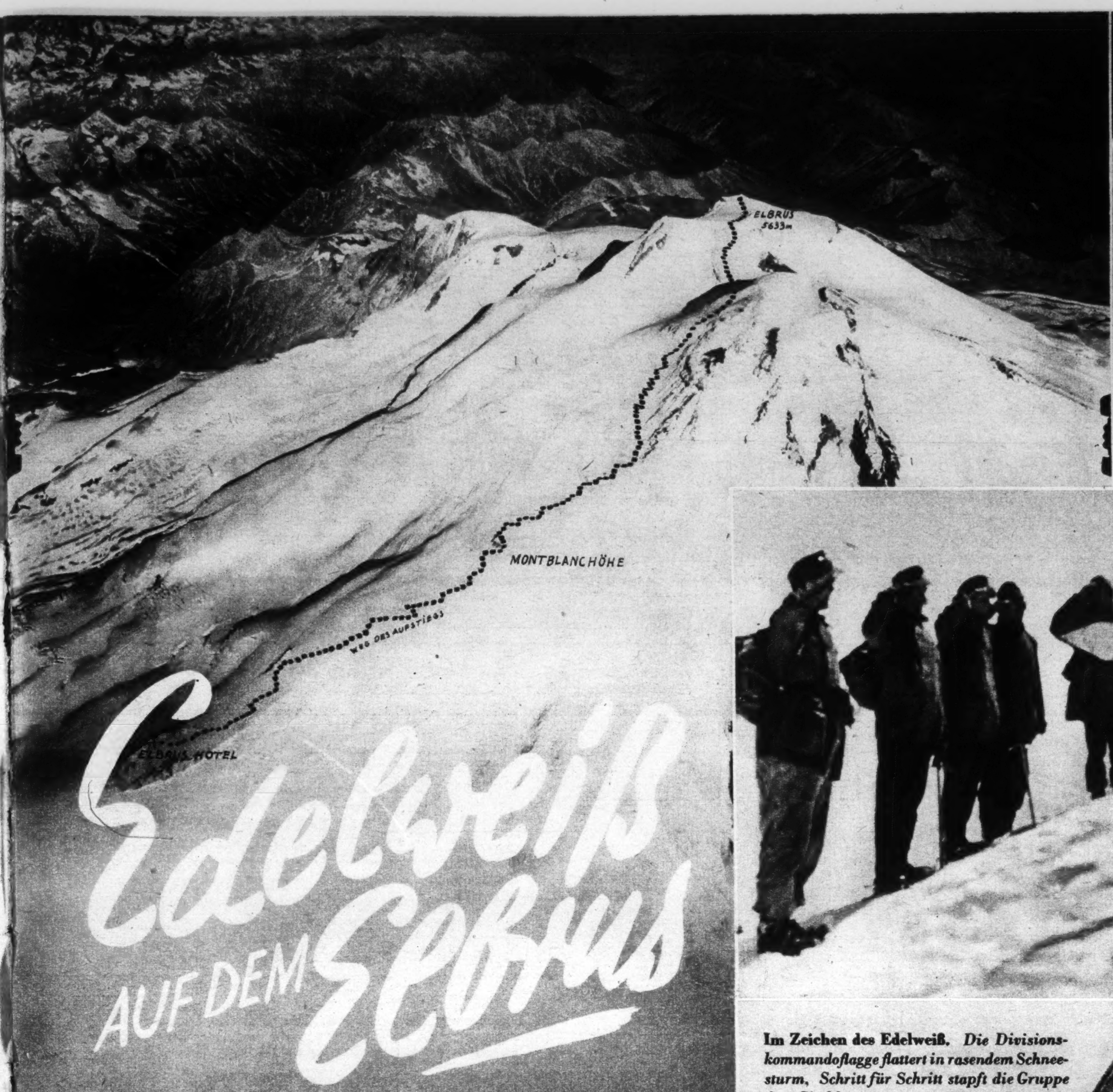
Unser Titelbild: Dem Elbrusgipfel entgegen
Aufnahme von Uffz. K. N. Kempter

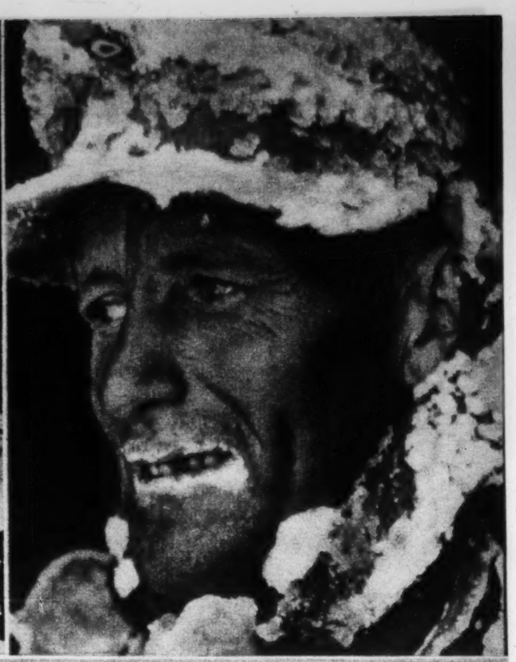
Krisenfestes Europa

Von Hauptmann WERNER STEPHAN

Es gibt mancherlei Anzeichen dafür, daß die Nerven der Engländer und Amerikaner allmählich über Gebühr in Anspruch genommen worden sind. Das kann sicherlich keinen Menschen verwundern: denn drei Jahre lang von einer Niederlage zur anderen zu taumeln, das ist selbst für robuste Menschen — wie es die Angelsachsen zweifellos sind — ein bißchen viel. Es kommt hinzu, daß man sich vor Kriegsausbruch die Sache so vollkommen anders vorgestellt hatte. Man hatte sich ausgerechnet, daß Großbritannien, US-Amerika, Frankreich und die Sowjetunion, die damals schon seit längerer Zeit in einem heimlichen Einverständnis miteinander waren, einen überwältigenden Anteil an den Naturschätzen und den Bodenprodukten dieser Erde besäßen und die bedauernswerten „Habenichtse" Deutschland, Italien und Japan auch nicht die geringste Chance hätten, das Rennen mit ihnen aufnehmen zu können. Wenn nun nach drei Kriegsjahren allein das in Europa von der Achse gegen den Zugriff aller Feinde geschützte Gebiet sich auf rund das Sechsfache erweitert hat, so liegt darin eine ganze Weltrevolution begründet. Sie wird noch bedeutsamer durch die Tatsache, daß sich mitten in den Kern des angelsächsischen Herrschaftsbereichs, in das Land um den Indischen und den Stillen Ozean, Japan als Weltmacht eingeschoben hat und durch die Eroberung der Sundainseln, Burmas und der Philippinen die reichsten Gebiete der Welt sich anzugliedern vermochte. Für Europa wird die Lage ähnlich sein, sobald die ungeheuren Möglichkeiten, die in der Ukraine und im Kaukasus gegeben sind, voll ausgewertet werden können. Die Hoffnung unserer Feinde, uns so wie vor 25 Jahren durch die Hungerblockade zu Boden zwingen zu können, ist durch die deutschen Siege dieser drei Jahre vernichtet worden. Das einheitlich organisierte Europa kann durch einen Handelskrieg nicht mehr niedergerungen werden. Über drei Millionen Menschen der verschiedensten Nationalität — die Kriegsgefangenen nicht eingerechnet — arbeiten heute auf deutschem Boden mit für die Ernährung des deutschen Volkes und aller derjenigen Völker unseres Erdteils, die nicht in der Lage sind, sich aus ihrem eigenen Boden zu erhalten. Darüber hinaus werden in den nächsten Jahren die reichen Schätze der eroberten Gebiete in immer wachsendem Maße für die Sicherung der europäischen Schicksalsgemeinschaft eingesetzt werden können. Damit ist der Kampf der Plutokratien gegen die jungen Nationen hoffnungslos geworden. Es ist verständlich, daß man unter diesen Umständen bei den uns feindlichen Staaten mit gegenseitigen Vorwürfen nicht spart. So schrieb neuerdings ein führendes amerikanisches Blatt voller Wut, „daß sich Großbritannien in den entscheidenden Stunden dieses Krieges zu einem wirklichen, den Sieg fördernden Eingreifen unfähig erwiesen habe; es fehle dem britischen Volk an guten Führern und dem nötigen Verantwortungsbewußtsein". In England aber sieht man in solcher Kritik vor allem das Streben Washingtons, die Leitung der gesamten Operationen selbst in die Hand zu nehmen und London endgültig in die Rolle des „kleinen Verwandten" zu verweisen. Und da nach den so rasch fehlgeschlagenen Versuchen zur Schaffung einer zweiten Front auch bei den bolschewistischen Verbündeten die Stimmung gegen die Briten sehr gereizt ist, so fühlt man sich in England um so mehr bedrückt und weist darauf hin, daß auf strategischem Gebiet der Wunsch allein die Handlung nicht zu bestimmen vermöge. Es fehle nun einmal an dem erforderlichen Schiffsraum, und auch Amerika vermöge, trotz der so aufdringlich proklamierten Baupläne, nicht so viel Bruttoregistertonnen herzustellen, wie Deutschland und seine Verbündeten ständig versenkten.

Derartige unfreundliche Erörterungen gibt es unter Bundesgenossen immer dann, wenn die Dinge anders gelaufen sind, als man gehofft hatte. Bei den Mächten des Dreierpaktes kann man demgegenüber befriedigt feststellen, daß jede Unternehmung so zu Ende geführt werden konnte, wie sie geplant war, ja, daß häufig Tempo und Ausmaß der Operationen die Erwartungen weit übertrafen. Der Sommer des Jahres 1942, der die deutschen und verbündeten Truppen in einem Siegeslauf sondergleichen über Don und Kuban hinausgeführt hat, hat mehr dazu beigetragen, den Endsieg vorzubereiten, als jede andere militärische Operation vorher. Europa ist durch die reichen Gebiete, die sich um das Schwarze und das Asowsche Meer ausbreiten, krisenfest geworden. Das verdankt es den heldenmütigen Soldaten, die von Sewastopol bis Stalingrad, von Kursk bis Krasnodar den Feind immer aufs neue geschlagen haben.





Edelweiß auf dem Elbrus

Hauptmann Groth, der mit seinen Gebirgsjägern den höchsten Kaukasus-Gipfel bezwang, gibt der Zeitschrift „Unser Heer" eine Schilderung des gefahrvollen Aufstiegs

Gott sei Dank, Rostow und den Don haben wir endlich hinter uns. Unsere Marschrichtungszahl nähert sich endlich, endlich der geliebten Zahl 32. Einige von uns haben gehört, daß man bei ganz klarem Wetter schon von Rostow aus die Eisgipfel des zentralen Kaukasus sehen kann. Immer wieder recken unsere Gebirgsjäger die Hälse, um vielleicht doch schon ein bißchen Gletschereis am südlichen Horizont zu erspähen. Während dieser Marschtage bekomme ich unvermutet Gelegenheit, mit einer Ju 88 an einem Aufklärungsflug über dem Hauptkampfgebiet des Kaukasus teilzunehmen. In 9000 Meter Höhe fliegen wir über die feindlichen Linien. Das rauchende Tscherkesk gleitet unter uns hinweg. Schon sind wir über den unendlichen Gletscherströmen, die rings um den Elbrus zu Tal fließen. Ich sehe mir die für den Anmarsch zu den Hauptpässen südlich und westlich des Elbrus in Frage kommenden Täler und Straßen sehr genau an und stelle fest, daß die wichtigsten Brücken über die Quellzuflüsse des Kuban gesprengt sind. So tief es die schwierigen Windverhältnisse zulassen, brausen wir mit unserer starken Maschine über die Pässe und fliegen unsere Ehrenrunde um den König des Kaukasus, den 5633 Meter hohen Elbrus, den mächtigen Felsklotz des Uschba und um die eisige Besingimauer.

Nur wenige Tage vergingen, da marschierte ich mit der ausgewählten Schar der hundert besten Bergsteiger meiner Division und mit einigen Kameraden der befreundeten Enziandivision am brausenden Kubanquellfluß entlang in den hintersten Talgrund. In zweitägiger Kraftwagenfahrt haben wir ohne Rücksicht auf das, was rechts und links unserer Straße noch an Sowjetrussen verborgen war, die letzten 300 Kilometer ins Gebirge hinein bis zur ersten gesprengten Brücke zurückgelegt. Mühsam müssen wir auf dem Rücken der kleinen in großer Menge requirierten Esel Stück für Stück unserer Ausrüstung, unsere Waffen, Munition und Verpflegung bergauf fördern.

Vorgesandte Spähtrupps besetzten die vier wichtigsten Pässe südlich des Elbrus. Sie kommen keine Stunde zu früh. Der Feind steigt von der Gegenseite auf. Wären wir nur um weniges später gekommen, dann hätte er die wichtigen Übergänge genommen.

Meine 112 Köpfe zählende Schar schmilzt rasch zusammen. Einen Zug muß ich an die benachbarte Stoßtruppe v. H. abgeben, ein Zug sichert Tag und Nacht in 3500 Meter Höhe die Übergänge in die vom Feind besetzten Täler. Was mir übrigbleibt, brauche ich in der Mehrzahl für die Organisation des Nachschubs auf den 3546 Meter hohen Chotju-Tau-Paß. Nur mit wenigen ausgewählten Leuten kann ich die Möglichkeiten der Elbrusbesteigung selbst erkunden.

Vier Kilometer vom Paß entfernt steht in 4200 Meter Höhe mitten in den Gletschern auf einer Felsinsel ein Intourist-Hotel, verführerisch blinken die Fensterscheiben in der Morgensonne zu uns herüber. Schon nachts vorher habe ich einen Spähtrupp mit acht Mann unter Oberleutnant Sch. vorausgeschickt, der sich einmal die Verhältnisse um die Hütte herum anschauen soll. Ich kann mit dem Glas nichts

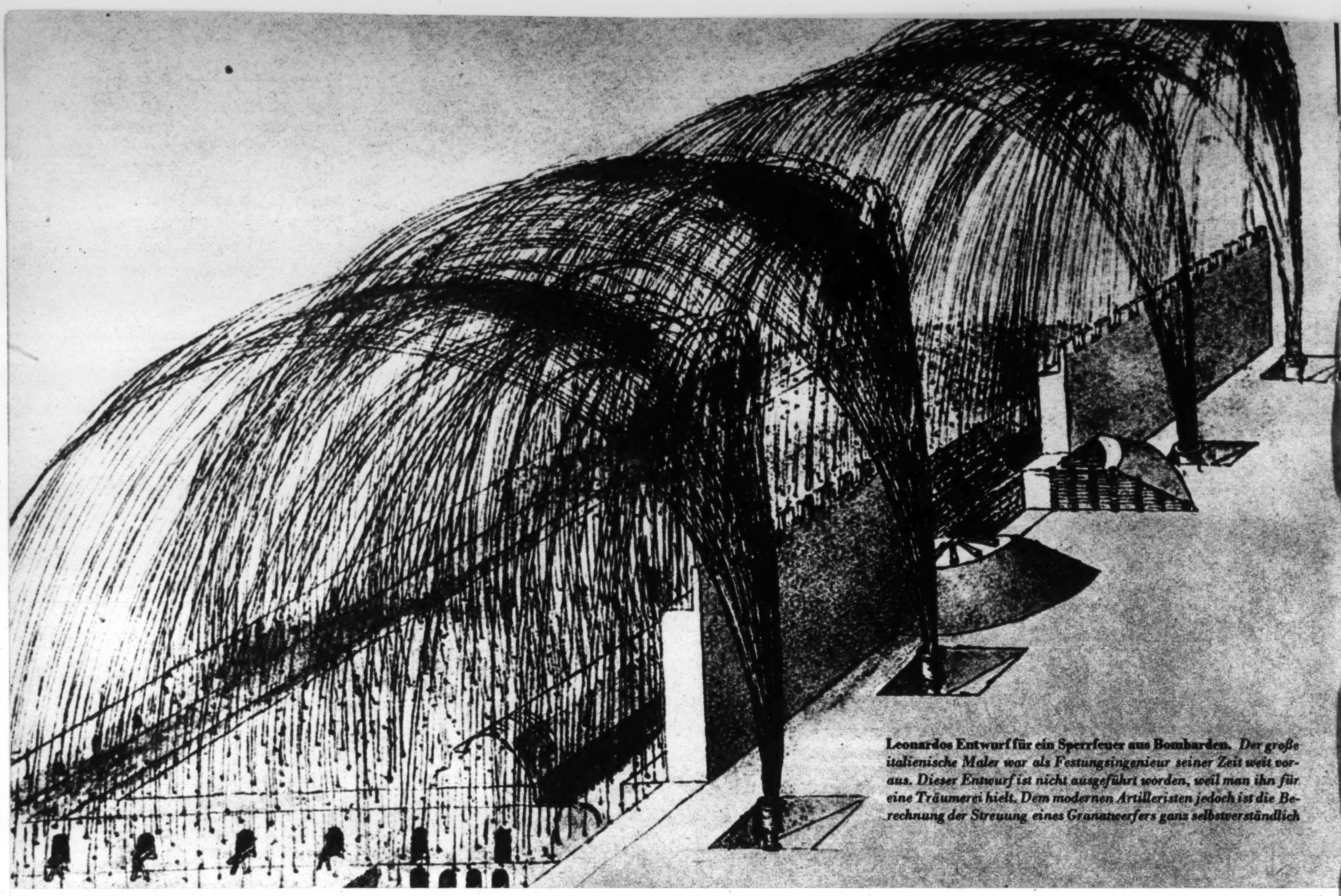
(Fortsetzung auf Seite 9)

Der stolze Augenblick. *Am 21. 8. um 11 Uhr: Der Auftrag ist erfüllt. Die Reichskriegsflagge weht in Sturm und Eis auf dem Elbrusgipfel*

Im Zeichen des Edelweiß. *Die Divisionskommandoflagge flattert in rasendem Schneesturm, Schritt für Schritt stapft die Gruppe dem Gipfel entgegen*

Der Anstieg. *Mit Maulesel unterwegs zum 3546 Meter hohen Chotju-Tau-Paß*

Aufnahmen: Uffz. K. N. Kempter



Leonardos Entwurf für ein Sperrfeuer aus Bombarden. *Der große italienische Maler war als Festungsingenieur seiner Zeit weit voraus. Dieser Entwurf ist nicht ausgeführt worden, weil man ihn für eine Träumerei hielt. Dem modernen Artilleristen jedoch ist die Berechnung der Streuung eines Granatwerfers ganz selbstverständlich*

Die Jünger der heiligen BARBARA

Die Geschichte der Kanonen ist die Geschichte des modernen Menschen. „Unser Heer" wird in zwei Aufsätzen die Geschichte der Artillerie erzählen, um seinen Lesern neues Material zur Beurteilung der Gegenwart zu geben. Wie über vielen Taten der Menschen, so steht auch über der Erschaffung der Artillerie die Frage, ob Gott oder Satan den Menschen dabei die Hand geführt hat. Die Antworten darauf sind verblüffend genug

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts, und zwar in den Jahren zwischen 1320 und 1330, drang aus Deutschland seltsame und schreckenerregende Kunde in die Welt hinaus. Ein magischer Mönch namens Berthold, dem man den Zunamen „Schwarz" gegeben hatte, weil er mit dunklen Gegenständen zu hantieren pflegte, hatte die Kunst erfunden, feste Körper unter entsetzlichem Geräusch auseinanderzureißen. Seine Kunst beruhte darauf, Schwefel, Quecksilber und Salpeter in geheimer Weise zu vermengen und damit Blitz und Donner gleichzeitig zu erzeugen. Berthold soll ein Franziskaner gewesen sein, aber man weiß nichts Genaues über ihn. Hat er in Köln gelebt, in Mainz oder in Freiburg? Diese Unwissenheit hat mehr als zufällige Ursachen. Alle Männer, die sich in der Folgezeit mit dem Pulver und seiner Anwendung, mit seiner Vervollkommnung und überhaupt mit dem Geheimnis der explosiven Stoffe beschäftigt haben, sind umwoben von schwarzen Schatten. Ein Beispiel aus der jüngsten Zeit ist Ingenieur Nobel, der Erfinder des Dynamits. Der Gedanke, durch ein Mittel der Zerstörung reich geworden zu sein, peinigte ihn so sehr, daß er sein Vermögen in eine Stiftung umwandelte.

Weil die Menschen die Kunst des Bruders Berthold sofort benutzten, um damit Zerstörungen anzurichten, war es für viele klar: der schwarze Franziskaner hatte nicht im Auftrag Gottes, sondern im Solde des Satans gehandelt. Man holte den Beschluß des zweiten Lateranischen Konzils vom Jahre 1139 hervor, der es bei der Strafe des Bannes verbot, „jene todbringende und gottverhaßte Kunst des Baues von Wurf- und Pfeilgeschossen fernerhin gegen katholische Christen zu üben".

Eine Heilige für die Kanonen

Bei diesem Beschluß war nur von den verhältnismäßig harmlosen Maschinen die Rede, mit denen man Steine und Pfeile verschleuderte. Jetzt aber gab es ein Ding, das weit gefährlicher war: die Kanone wurde aufgefahren. Im Jahre 1331 feuerten deutsche Soldaten in der Schlacht bei Cividale in Italien den ersten Kanonenschuß ab. Die schimmernde Herrlichkeit der Ritter und der Burgen ging unter im Gebrüll der Geschütze. Die Büchsenmacher, wie sich die Kanonengießer nannten, räumten mit dem Feudalismus auf. Die bedrohten Barone hetzten die Kirche gegen die Pulvermänner auf. Sie sollten exkommuniziert und als Söhne des Satans verbrannt werden. Dieser Gefahr begegneten die Kanoniere, indem sie sich in den Schoß der Kirche flüchteten. Sie suchten sich eine Heilige aus, die sie sich zu ihrer Schutzpatronin bestellten. Es war Barbara, jenes Mädchen aus Nicomedia in Kleinasien, das von seinem Vater enthauptet worden war, weil es sich zu Jesus Christus bekannt hatte. Den Vater traf der Blitz, und die Märtyrerin wurde heiliggesprochen. Ihr Gedächtnistag ist der 4. Dezember. In den Kirchen erschienen an diesem Tage von nun an auch die Büchsenmacher und flehten um Schutz für ihr Tun. Das Mädchen mit den Kanonenstiefeln schwebt seitdem über den Kanonenrohren und dem Pulverdampf.

Was heißt eigentlich Artillerie?

Die Herkunft des Namens Artillerie ist ebenfalls dunkel. Die einen sagen, der Name komme aus dem Spanischen und bedeute soviel wie „Artilla", d. i. „kleine Kunst", andere wollen wissen, die lateinischen Worte „arcus" (Bogen) und „tollere" (in die Höhe steigen lassen) hätten den Namen ergeben, und wieder andere leiten ihn aus dem Französischen ab: Ars (Kunst) und „tirer" (schießen). Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts wird die Artillerie auch „Arkeley" oder „Arcolai" und auch „Artollerei" genannt. So kommt alles, was diese Kunst ist, aus dem Dunkeln und Ungewissen, und der Weg der Kanonen ist überhallt von Flüchen und Segenswünschen, Gott und Satan streiten sich um die Vaterschaft.

Noch im 17. Jahrhundert tobte dieser Streit. Unter dem Titel „In majorem Dei gloriam" beschwor der Stiftshauptmann von Zödtenburg damals alle, die sich mit dem Pulver beschäftigten, sich aus den Klauen des Satans zu befreien und sich ständig zu prüfen, ob ihr Tun Gott zur Ehre gereichen könne. Er stellte die segensreiche Kraft des Pulvers dar und malte aus, wie man das Pulver zum Wohle der Menschen anwenden könnte.

Dies aber sei vorweggesagt: Die Artillerie hat sich als eine Tochter des Mars erwiesen. Heraklit bezeichnet ihn als den Vater aller Dinge. Ohne den Krieg würden die Menschen heute noch als Nomaden durch die Welt ziehn. Die Bedrohung durch die Feinde zwang die wandernden Hirten, ihre Wagen zu einem Ring zu-

sammenzufahren, in dessen Schutz sie ihr Vieh und ihre Weiber bergen konnten. So und nicht anders sind die Städte entstanden, und zum Schutz der Städte wurden auch die meisten Kanonen gebaut. Es waren die reichen freien Städte Deutschlands, die sich der Erfindung des Schießpulvers zuerst angenommen hatten und sie zu erforschen und benutzen trachteten.

Die harmlosen Chinesen

Es ist das müßige Geschwätz von sentimentalen Menschenfreunden, das da behauptet, die Chinesen in ihrer Weisheit hätten das Schießpulver schon unendlich viel früher erfunden, ihre Herzensgröße jedoch habe sie daran gehindert, es in kriegerischer Weise zu verwenden. Lediglich Feuerwerkskörper zu ihrer Belustigung hätten sie mit Hilfe des Pulvers verfertigt. Wenn es so wäre, dann dürfte man wohl fragen, warum die Chinesen nicht bei dieser kindlichen Übung geblieben sind. Die Wahrheit ist, sie hätten das Pulver genau so benutzt wie die Europäer, wenn es ihnen gelungen wäre, das Instrument zu erfinden, das die Ergänzung des Pulvers ist, die Kanone! Die merkwürdige Form des Denkens jedoch, die den Abendländern auszeichnet, brachte es in wenigen Jahrhunderten zustande, die Kunst der Artillerie zu einem Segen für die gesamte Menschheit zu machen. Für diese verblüffende Behauptung einige Beweise:

Ohne Pulver kein Benzinmotor und keine Dampfmaschine

Erstens: Mit Hilfe des Pulvers gelang die Erfindung des Verbrennungsmotors. Der Holländer Huygens und der Franzose Denis Papin führten im 17. Jahrhundert dem Minister Ludwigs des XIV., Colbert, eine Pulverpumpe vor. Mit dieser Pumpe beteiligten sie sich an einem Preisausschreiben, das der König erlassen hatte, um das Wasser der Seine in die Gärten von Versailles zu bringen. Die Erfindung wurde zunächst abgelehnt. Die Maschine erschien dem Minister nicht pompös genug. Denis Papin wanderte nach Deutschland aus und verbesserte die Pulverpumpe in Kassel. Es war der erste Explosionsmotor. Napoleon ließ später nach den Plänen von Papin einen Wagen ohne Pferde bauen, der wirklich gefahren ist, das erste Automobil. Papin konstruierte übrigens auch die erste Luftdruckkanone. Er ist, zusammen mit dem deutschen Bürgermeister Guericke und dem Schotten James Watt, der geistige Vater der Dampfmaschine.

Zweitens: Die Dampfmaschine hätte sich aus dem Gedanken der Erfinder niemals in die Wirklichkeit überführen lassen ohne Hilfe der Artillerie. Nur den Artilleristen gelang etwas, was alle übrigen Maschinenbauer der Welt nicht konnten: sie allein konnten den druckfesten Zylinder bauen, der es den Menschen ermöglichte, die ungeheure Kraft des Dampfes in ihre Gewalt zu bekommen. Es waren Kanonenrohre, die man zu Dampfzylindern benutzte. Nur die Geschützbohrer konnten solche Zylinder machen. Sie aber hatten ihre Kunst so sehr vervollkommnen können, weil ihnen von den Fürsten und Städten genügend Mittel für ihre Versuche zur Verfügung gestellt wurden. Die Artillerie und ihre Kunst war zwischen dem 15. und 20. Jahrhundert der Tummelplatz der erlauchtesten Geister. Die beiden großen Dioskuren, die miteinander um die Formung Europas gerungen haben, Napoleon und Scharnhorst, waren Artilleristen, Werner von Siemens, der das elektrodynamische Prinzip erfunden hat, war ein Artillerieoffizier gewesen. Ohne den Kanonenkönig Krupp wäre die Stahlerzeugung und Stahlveredlung nicht so schnell vorangekommen.

Die Großtaten der Zivilisation, die Trockenlegung des Zuidersees, die Rettung des Bergbaus vor der Gefahr des Ersaufens, der technische Aufschwung des 19. Jahrhunderts, der eiserne Schienenstrang, der sich um den Erdball schmiegt, dies alles würde nicht sein ohne die unerschrockene Arbeit der Jünger der heiligen Barbara. Die Männer mit den pulvergeschwärzten Gesichtern waren es, die mutig den Weg nach oben beschritten haben, der ihnen von den großen Ingenieuren gewiesen worden ist.

„Und ihr seid dabeigewesen!“

Den Idyllikern unter uns mag der Streit über die Motive überlassen werden. Wenn die Artillerie wirklich eine Schöpfung des Satans gewesen ist, dann handelt auch der Teufel nach jenem Gesetz, das ihm Deutschlands größter Sohn, Goethe, zugewiesen hat: „Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft.“ Im Echo des Kanonendonners von Valmy, der die Gewalt der Französischen Revolution zum erstenmal verkündete und den Goethe als Kriegsberichterstatter mit angehört hatte, wurden die Worte niedergeschrieben: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen!“ Als Napoleon der Dritte nach der Schlacht von Sedan seinen Degen

Leonardos Kanonen. *Der Maler sann darüber nach, wie man den Rückstoß der Pulvergase im Kanonenrohr auffangen könnte. 300 Jahre brauchten die Techniker zur Lösung des Problems*

übergab, sagte er zum König von Preußen: „Ihre Artillerie hat uns vernichtet!“ Im Donner der Kanonen vollzogen sich die Entscheidungen des Weltkrieges, von dem die Lebenden wissen, daß er der Auftakt zu den revolutionären Entscheidungen unserer Zeit ist. Die gellende und metallische Stimme der Kanonen sind auch die Fanfarenstöße, mit denen sich in unsern Tagen die Freiheit des europäischen Kontinents ankündigt. Es lohnt sich also, ohne Voreingenommenheit eine Sache zu betrachten, die im Laufe weniger Jahrhunderte das Geschick der Menschen so tief beeinflußt hat.

Von der Lust an Kanonen

Der Philosoph Nietzsche bekannte sich als Jünger der heiligen Barbara. Er diente freiwillig bei der Feldartillerie, und es war sein Schmerz, daß er wegen seiner zarten Gesundheit im Deutsch-Französischen Feldzug keinen Dienst an der Kanone tun durfte, sondern nur als Sanitätssoldat mitmarschieren konnte.

Wie seltsam ist die Anziehungskraft der Kanonen auf die bevorzugten Geister! Etwas von dieser Kraft spürt jeder Mensch, der einmal in ein Kanonenrohr hineingeblickt hat, in dieses merkwürdig blitzende schwarze Nichts, das ihm entgegengähnt. Es sind die Weltgesetze, die ihn plötzlich und schreckhaft anrühren. Im Dienste der Kanonen schmiegt sich der Mensch in diese dunklen Gewalten ein und wird ein Teil von ihnen. Jules Verne richtet das Rohr seiner Wunderkanone auf den Mond, und in dem einsamen Projektil, das dann in den Weltenraum geschleudert wird, ist die Sehnsucht aller Menschen nach der Erforschung des Unendlichen mit eingeschlossen. So wird der Dichter zum Artilleristen, und ist nicht der moderne Wissenschaftler ein Artillerist, der in seinem Laboratorium die Atome zertrümmert? Durch das Spalten der Materie neue Kraft zu gewinnen, bis an jene Todesgrenze vorzudringen, wo das Unspaltbare beginnt, um so hinter das Geheimnis des Lebens zu kommen, die Brücke vom Tod zum Leben zu schlagen, das ist das geheimnisvolle Unternehmen, das alle Jünger der heiligen Barbara mit seinen magischen Armen umschlingt ...

Die geheime Brüderschaft

Phantasievolle und tatkräftige Menschen werden darum von der Gewalt der Kanonen angezogen, weil in ihr und ihrem Gerät der Witz und der Wagemut des Menschen eingefangen sind. Dieses Gerät läßt sich aber erst in Tätigkeit bringen durch eine der schönsten Tugenden des Menschen, durch die Kraft zur Kameradschaft.

Um ein Geschütz abzufeuern, bedarf es des Zusammenwirkens vieler Kräfte. Vielleicht ist es dieser Umstand, der der Artillerie von jeher den Charakter der eingeweihten Brüderschaft gegeben hat. Die Artilleristen sind die jüngsten Soldaten der Erde. Noch vor einhundertundfünfzig oder zweihundert Jahren waren sie mancherorts noch nicht in die allgemeine Disziplin des Heeres eingeführt, sondern walteten als Gesellen ihres Amtes und waren nur ihrem Zunftmeister verantwortlich. Sie sonderten sich von den Reitern, von den Lanzenknechten ab, aßen aus besonderen Küchen und hielten die Geheimnisse ihrer Brüderschaft profanen Augen fern.

Die Taktik des Kaisers Leo

Die Geheimnisse der artilleristischen Brüderschaften waren die Herstellung der Geschosse, die Bestimmung und Zusammensetzung der Pulvermenge und das Richten der Kanone.

Es war ein alter Traum der europäischen Menschen gewesen, aus einem Rohr Feuer auf ihre Feinde zu schleudern. Kaiser Leo (865—911) sagt in seiner Taktik: „Im Bug eurer Schiffe sollt ihr ein ehernes Rohr aufstellen, aus welchem Feuer auf den Gegner geschleudert wird. Und dann sollt ihr den Bug auf den Gegner richten, um seine Schiffe mit diesem Feuer zu verbrennen.“ Das Feuer schleudern zu können, ja, da liegt's! Welche Kraft aber sollte es denn sein, die das Feuer schleuderte? Um sich in den Besitz dieser Kraft zu setzen, war die Menschheit lange auf ihren Gedankenwegen gewandelt.

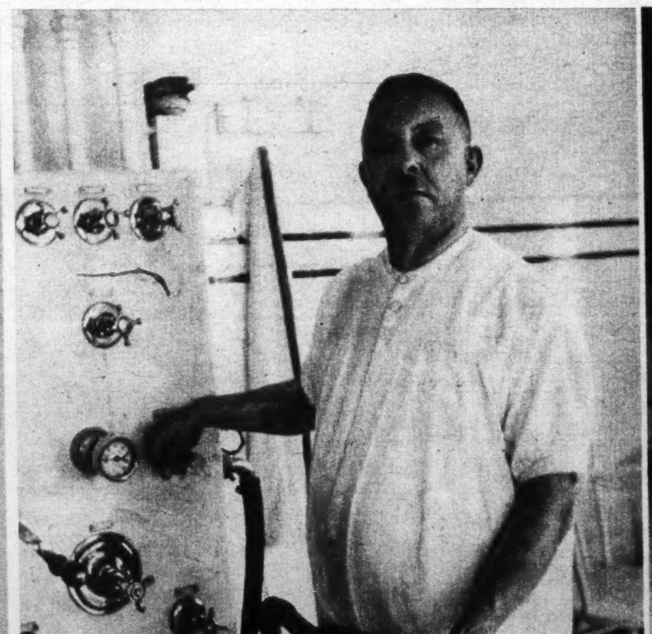
Walter Kiaulehn

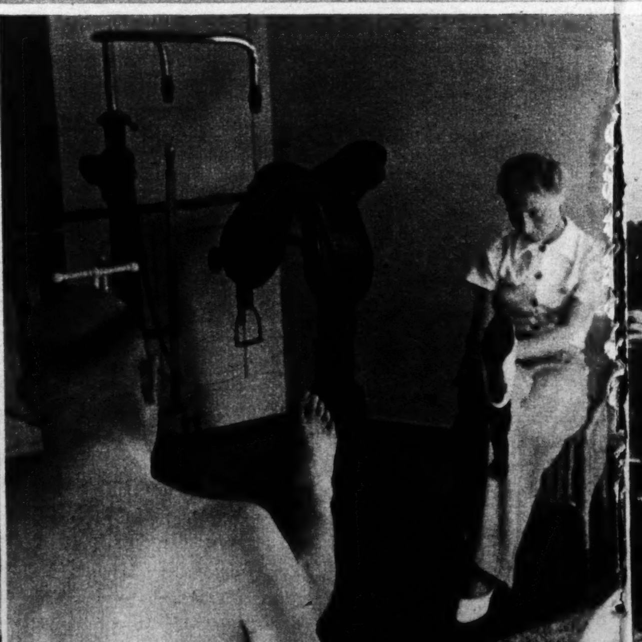
„Die Kanonengießerei.“ *Zeichnung von Leonardo da Vinci*

Ein Weltbad für Verwundete

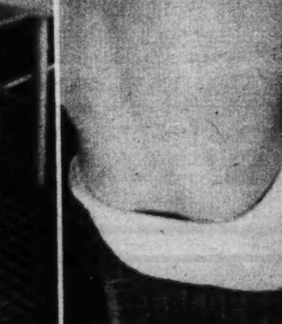
Die besten Hotels und Sanatorien Baden-Badens, die durch ihre luxuriöse Ausstattung zu den teuersten zählen, stehen heute unseren Verwundeten offen

Die Kurgäste im feldgrauen Rock fühlen sich in den bequemen Sesseln der Hotels ebenso wohl, wie einst das erholungsuchende internationale Publikum





Er hat schon Cripps abgespritzt! Bademeister Walter, der „Mann an der Spritze" in einem der bekanntesten Sanatorien, hilft heute ebenfalls bei der Heilbehandlung unserer Verwundeten mit



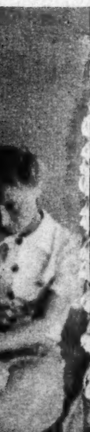
„Hoch das Bein"! Die heilkräftige Wirkung der Bäder wird durch eine erfolgreiche Gymnastik noch unterstützt. So wird jede Möglichkeit zu einer schnellen Gesundung der Soldaten ausgenutzt

Der Kies des Parkweges knirscht unter den Stiefeln. Der Blick wandert über die weiten Rasenanlagen zu der Fontäne des Springbrunnens, die sonnenüberglänzt in leuchtenden Farben zerstäubt und versprüht. Das Auge sieht eine fremde Landschaft vor sich, die doch so seltsam vertraut scheint. Sie hat nichts zu tun mit silbernen Wasserspielen oder kühlen, gepflegten Alleen. Sie ist rauh, fast roh; bucklige, geduckte Weidenstümpfe hängen wie gequält ihre mageren Arme über ein braunes Sumpfloch; aus der Niederung steigt brennend heiß der Dunst der Sonne in den Mittag zurück. Das geschlossene Auge sieht diese Landschaft ohne Bedrückung. Als es langsam zurückfindet in die Wirklichkeit von Ort und Zeit und von der Helligkeit des südlichen Tags geblendet in die Sonne blinzelt, scheint es lichter und froher, so als habe es eine schöne Heiterkeit in dem Traum gefunden, der aus dem Gestern in das Heute glitt.

Ähnlich geschieht es vielen verwundeten Kameraden, die nach langen Lazarettwochen hier in Baden-Baden zur Genesung weilen. Die heitere Schönheit des Himmels und die liebliche Anmut des Schwarzwaldtales sind geschaffen, das Herz gesund zu machen. Weit zurück liegt der Kampf mit der russischen Steppe, der östlichen Ebene mit ihren verstaubten Wegen und versumpften Wasserlöchern. Wenn das Gedächtnis sich ihrer wieder bemächtigt, geschieht es wie ein traumhaftes Erinnern, und nur die Sehnsucht bleibt nach den Kameraden, die immer noch dort draußen stehen, kämpfen und marschieren in der Welt des Ostens, das stille Hindenken nach dem Leben staubiger Rollbahn, durchwachter Nächte und bestandener Gefahr.

Sonst aber? Wer wollte glauben, daß diesen Männern, die kämpfend Europa durchschritten, es schwer fiele, sich selbst in den reichen Kuranlagen des Weltbades zurechtzufinden, auf den Teppichen der vornehmen Hotels oder den Liegeterrassen der malerisch hoch über dem Tal gelegenen Sanatorien? Hier, wo sonst fast nur ausländisches Publikum, und zwar das finanzkräftigste, zur Erholung sich aufhielt und im Spielsaal oder auf der Rennbahn sein Vergnügen suchte, steht nun der Stiefel unserer verwundeten Kameraden. Die Thermalbäder und Luxushotels schwirren nicht mehr von der verwirrenden Vielfalt internationaler Gäste und fremdländischer Sprachen, sondern hier hat die bestimmte und klare Ausdrucksweise des Soldaten schnell die Oberhand gewonnen. Und wenn diese Männer, die drei Jahre Krieg geführt haben, auch vieles, was anderen Menschen eine Offenbarung scheinen mag, als selbstverständlich empfinden — die Schönheit und Gunst des weltbekannten Schwarzwaldbades fühlen sie doch mit Bewußtsein und Dankbarkeit.

Es sind nicht nur die heißen Quellen der Natur, die sie schneller der Gesundung zuführen, sondern vor allem auch das Gefühl, unter der sicheren Hut helfender Hände und dem dankbaren Schutz der Nation zu stehen, deren Ehrenbürger genannt zu werden sie nach dem Wort von Dr. Goebbels berufen sind.



Rock
ln der
erho
likum

ge Wir-
erfolg-
ützt. So
chnellen
genutzt

Die Thermalbäder, deren Heilkraft schon die alten Römer zu schätzen wußten, fördern den Heilprozeß bei Verwundungen und Verletzungen aller Art

Auf den sonnigen Liegeterrassen der Sanatorien, von denen der Blick weit über die grünen Schwarzwaldhöhen schweift, gehen die Verwundeten unter sorgsamer Pflege ihrer baldigen Genesung entgegen

Aufnahmen: Bauer-Karlsruhe, Zeichnungen: Gefr. Erich Haase

SOLDAT UND DICHTER

VON HANNS ARENS

Es gibt schon Bücher über den heutigen Krieg, über den Kampf, den wir selbst noch vor Monaten kämpften. Hat nicht so mancher von jenen Schreibern übereilt zur Feder gegriffen? Diese Frage mögen sich schon viele unter den Soldaten gestellt haben. Aber es ist da ein Unterschied zu machen. Was uns heute der Buchmarkt ankündigt, sind Bildbände, Tatsachenschilderungen, Erlebnisberichte von denen, die als Soldaten dabei waren. Die Dichter schweigen noch. Dichter brauchen Zeit; das große Erleben muß innerlich reifen, um viel später gestaltet zu werden. Noch sind viele von ihnen, die man einst „Kriegsdichter" nennen wird, unbekannt, sind bei der Truppe, sind Soldaten wie jeder andere aus der grauen Masse der Landser. Die deutschen Dichter, die vom großen Geschehen des Weltkrieges berichteten, wahrten ein jahrzehntelanges erschüttertes Schweigen. Das ehrt sie. So erst konnten sie uns Jungen das Erleben unserer Väter in dichterischer Schau überliefern. Manche von ihnen sind heute wieder an der Front, erleben ein zweites Mal das Ringen um Deutschlands Freiheit. Keiner von ihnen hat bisher über diesen Krieg geschrieben; sie werden schreiben, später, in Jahren vielleicht. Aber sie sind draußen bei unseren Soldaten; und neben ihnen stehen jene jungen Dichter, die zu Kündern des inneren Freiheitskampfes unseres Volkes wurden. Auch sie sind heute in erster Linie Soldat und wollen auch nichts anderes sein. Dafür mögen einige persönliche Zeugnisse zusammen mit ersten Proben tagüberdauernder Kriegslyrik sprechen.

Als in den ersten Augusttagen des Jahres 1939 die wehrfähigen Männer zu den Waffen gerufen wurden, da haben wohl besonders die deutschen Dichter, die in den friedlichen Aufbaujahren mit ihrem dichterischen Wort den Bestand des Reiches feierten, gewartet und gehofft, auch sie möchten den Befehl erhalten. Denn immer, wenn Krieg das Land bedrohte, haben die leidenschaftlichen Sprecher des Vaterlandes die Feder mit dem Schwert vertauscht.

Immer ist der Dichter, voran der junge und glühende Verehrer des Führers, zur Stelle. Wer im Frieden das Wort für des Reiches Ruhm und Ehre fand, der hat auch nun die Berufung zu erfüllen, für jedes seiner Worte mit dem Leben einzustehen. Und so ist es in der Tat. Wir haben viele Beispiele, die zeigen, wie sehr der Dichter zugleich Soldat ist, wie folgerichtig und selbstverständlich es für ihn ist, den grauen Rock anzuziehen, sobald an ihn der Ruf erging. Aus der Schar der Dichter wollen wir hier einige wenige zu Worte kommen lassen: wollten wir alle aufzählen — wir müßten ein ganzes Buch darüber schreiben.

Wir denken an Herybert Menzel. Seine Lieder haben die meisten von uns gesungen, sei es in der Kampfzeit, sei es auf den Märschen in diesem Kriege. Seine Gedichtbände „Alles Lebendige leuchtet" und „Gedichte der Kameradschaft" haben uns viele Jahre begleitet, und mancher Kamerad wird sie jetzt bei sich haben. Wir brauchen nur eines seiner bekanntesten Gedichte zu nennen, um zu wissen: seine Verse sind echt:

Der Kamerad

Wenn einer von uns müde wird,
Der andere für ihn wacht.
Wenn einer von uns zweifeln will,
Der andre gläubig lacht.
Wenn einer von uns fallen sollt,
Der andre steht für zwei;
Denn jedem Kämpfer gibt ein Gott
Den Kameraden bei.

Als Herybert Menzel zu Anfang des Krieges Soldat wurde, da schrieb er uns, warum es für ihn selbstverständlich sei, die Feder hinzulegen, um nun nichts anderes zu sein als Soldat:

„Der Verlust und das Schicksal meiner ostdeutschen Heimat haben mich zu einem kämpferischen Schriftsteller werden lassen. Ich habe den Tag herbeigesehnt, der meiner Heimat die Freiheit wiederbrächte. So wurde es, als der neue Kampf um den deutschen Osten entbrannte, mein größtes Glück, daß ich auch als Soldat meine Pflicht tun durfte. Bromberg—Weichselbogen—Warschau, so ging unser Marsch durch Polen. Die beiden Lieder, die ich in diesen Wochen für meine Kameraden fand: ‚Herr Hauptmann — Herr Hauptmann' und ‚Wir sind die zehnte Kompanie', waren wohl die ersten neuen Soldatenlieder, die in Warschau erklangen.

Wir wollen jetzt an nichts als an den Sieg denken. An den glauben wir so fest wie an unser ewiges Deutschland und den Führer:

Wenn ich nur zweifle, schau ich auf dein Bild.
Dein Auge sagt mir, was allein uns gilt.
So manche Stunde sprach ich mit dir,
Als wärst du nah und wüßtest von mir.
Wo immer einer still wird vor der Tat,
Er kommt zu dir, du bester Kamerad.
In deinem Antlitz steht es ernst und rein,
Was es bedeutet, Deutschlands Sohn zu sein.

Ein eindrucksvolles Zeugnis für den kämpferischen Einsatz unserer Dichter ist auch ein Brief von Josef Martin Bauer, den Verfasser der Romane „Achtsiedel", „Haus am Fohlenmarkt" und „Das Mädchen auf Stachet". Wer Josef Martin Bauer kennt, der weiß, wie fanatisch er sich seiner Aufgabe unterzieht, die täglich von ihm verlangt wird. So wie der Mensch Bauer, wortkarg und zuverlässig, so auch ist der Soldat Bauer, der mit seinen 40 Jahren leidenschaftlich und jung geblieben ist und Freud und Leid mit den Kameraden teilt. Er schreibt: „Gekostet habe ich den Krieg so ziemlich in allem, was er zu bieten hat, von der ersten Stunde des Grenzüberschritts bis heute, auf einem phantastischen Weg durch Rußland. Man muß vielleicht als Vierzigjähriger nicht unbedingt an der Front sein, aber ich bereue es keine Minute, daß ich danach gegriffen habe. Es hat viele Dinge gegeben, die mir den Krieg mit allem begreifbar gemacht haben, aber jeder, auch der härteste Tag war schön! Und ich habe das bolschewistische Rußland erlebt. Gerade darauf bin ich ausgegangen, mit offenen Augen zu sehen, was ist, was geworden ist, wohin man hier die Menschen geführt hat. Dabei bin ich von einer grausamen Erschütterung in die andere gefallen. Viel habe ich erwartet. Gegen alle anderen Meinungen habe ich immer die Ansicht vertreten, daß wir nur eine blasse Vorstellung von der bolschewistischen Wirklichkeit haben. Leider haben die Dinge mir nur zu sehr recht gegeben. Das Grauen begleitet mich nun seit dem ersten Schritt über die Grenze. Ich habe Lemberg erlebt als einer der ersten, ich habe gesehen, wie unsere Leute vor Entsetzen kein Wort des Beschreibens mehr fanden, als sie die alte sowjetische Grenze überschritten hatten.

Was ich immer gewußt habe, ist mir bestätigt worden: Dieser Krieg ist der notwendigste, diesen Krieg in Rußland haben wir führen müssen, diesen Krieg werden wir durchstehen. —

Ich mag gerne meinen Beitrag leisten wie jeder Soldat. Ich lege mich schon mit dem ganzen persönlichen Gewicht hinein, aus einer fanatischen Überzeugung heraus; geradezu gewalttätig möchte ich werden, wenn ich erlebe, daß die Menschen daheim es nicht glauben wollen. Erst beim Erzählen und in den Feldpostbriefen glaubt man es. So sollte man allen Leuten Briefe schreiben und alle belehren. Die Feldpostbriefe der Millionen Soldaten tun es ja auch, Gott sei Dank!"

Ulrich Sander ist heute einer unserer besten Erzähler. Wer noch nichts von ihm gelesen hat, der greife zu seinen „Pionieren", diesem großartigen Buch aus dem Weltkriege, den Sander von der ersten Stunde an als Pionierleutnant mitmachte. Heute steht Sander wieder als Hauptmann unter den Waffen.

In einem Briefe schreibt er: „Wer dreißig Jahre Soldat, und auch in bäuerlichen Holzpantoffeln es immer geblieben, weil er immer in hartem Kampf gewesen ist, trägt zeit seines Lebens den Scheitel über dem linken Auge. Auch wer nicht mehr allzu viele heile Knochen hat, wem die Schläfen silbern werden und die alten Gelenke einmal knacken: es geht sich immer noch gut in hohen Stiefeln, das Koppel drückt keineswegs, der alte, graue Rock macht schlank und frisch! Man wird in vorgerückten Jahren weitsichtig: es paßt gut für so weite, fremde Landschaften. Man erkennt noch immer, und vielleicht besser als damals, in der Landschaft das Gelände, im Gelände die Landschaft. Der unverzagte und handfeste Verfasser ist auch für den kommenden Nachkrieg gut gerüstet, den er als den

(Fortsetzung auf Seite 8)

Soldat und Dichter

(Fortsetzung von Seite 7)

Schlußstein des großen, sein Leben erfüllenden Ringens ansieht.

Der deutsche Verfasser, fast ausnahmslos Soldat, vielfach Bauer, reichlich lebens- und leiderfahren, denn ohne das gibt es keine Kunst, ist auch für diesen letzten Gang gerüstet, der leiser und stiller und länger und bald gefährlicher ist als das lärmende Schlachtfeld.

Wie die Kunst in dem hinter uns liegenden Menschenalter von weichlicher Verschwommenheit zu einer Angelegenheit der Männlichkeit geworden ist, so wird das kulturelle Nachkriegsalter den Stempel der Männlichkeit eingebracht bekommen.

Von uns! So wahr wir nicht umsonst gelebt haben!

Und in diesem Zeichen wird es, wie die Schlachten und die Feldzüge, seinen guten Gang gehen. Wir Älteren kommen aus diesem Krieg zurück verstärkt um die jungen, gehärteten und schlachterprobten Geschlechter in allen Völkern. So wollen wir uns über alle Grenzen hinweg auf die kommende Zusammenarbeit freuen und gemeinsam einer jüngeren und besseren Welt auf die Beine helfen. Es wird ihr nicht schlecht bekommen!“ Von Ulrich Sander besitzen wir auch ein kleines Buch „Das feldgraue Herz“. Was auf diesen 60 Seiten als Erfahrungen und Erkenntnisse eingefangen ist, das finden wir so leicht nicht in anderen Büchern. Für viele ist dieses Büchlein eine Art Katechismus geworden. Sie möchten es nicht mehr missen, denn die Fragen, die Sander hier anschneidet, berühren alle gleich stark. Es sei das einzige Buch, so sagte mir ein Soldat, das er in allen Feldzügen immer bei sich getragen habe, und er lese immer wieder darin. Es war ein junger Infanterieleutnant mit dem Ritterkreuz, der so sprach.

Eines der schönsten Gedichte, die während des Krieges von jungen Dichtern entstanden, schrieb der 30jährige Gerhard Schumann, der seit Anfang des Krieges bis vor kurzem als Leutnant und Kompaniechef im Felde stand und im Osten schwer verwundet wurde:

Das Gebet des Soldaten

Herrgott, mit Worten sind wir karg.
Hör gnädig unser an nun:
Mach uns die Seelen hart und stark.
Das andre wolln wir selber tun.

Behüt daheim die stille Frau,
Wenn sie in dunkler Nacht sich härmt.
Entzünd den Stern im hohen Blau,
Daß ihr sein Trost das Herz erwärmt.

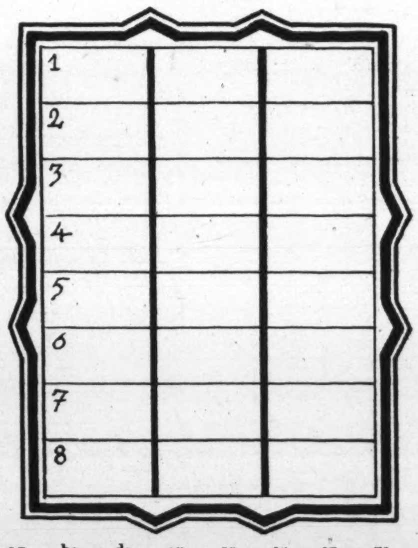
Behüt den Führer und das Land.
Die Kinder laß in Frieden ruhn.
Wir geben sie in deine Hand.
Das andre wolln wir selber tun.

Kaum ein Lyriker ist in den letzten Jahren so bekanntgeworden wie Schumann. Von seinen Gedichtbänden nennen wir hier: „Wir dürfen dienen“, „Wir aber sind das Korn“, „Die Lieder vom Reich“, „Die Lieder vom Krieg“. Schumann ist es gelungen, den Geist der kämpferischen Jugend in klingenden und reifen Versen einzufangen, wie es bisher neben ihm wenigen anderen geglückt ist.

Zu allen Zeiten waren die wahrhaften Dichter zugleich auch gute Soldaten. Gläubig und siegeszuversichtlich ziehen sie in den Kampf, wollen nichts anderes sein als Streiter für Deutschland, damit es lebe und ein Reich entstehe, unantastbar in seiner Größe und Stärke.

GEDANKENAPPELL

Füllrätsel



ar — ba — de — en — er — er — er — ge — he — ka — la — la — la — le — mo — na — na — ne — nt — pi — ra — ta — ut — wi.

Die Buchstabenpaare ergeben, richtig eingesetzt, in den waagerechten Reihen Wörter folgender Bedeutung:

1. Bogenreihe, 2. Fechtwaffe, 3. Stadt in Schweden, 4. Ausdehnung in der Hauptrichtung, 5. schönste Frau des Altertums, 6. Nebenfluß des Rheins, 7. Südfrucht, 8. Jahreszeit.

Bei richtiger Eintragung nennt die Mittelsenkrechte, reihenweise von oben nach unten gelesen, einen Offiziersrang der Kriegsmarine.

Silbenordnen

das, das, es, gro, liebt, oft, sal, schick, ße, an, ans, bar, ket, klei, ne, schein, ten, zu, ad, den, doch, gän, lern, nicht, se, wer, zu, auch, das, ka, pi, ret, sie, ten, tol, wenn.

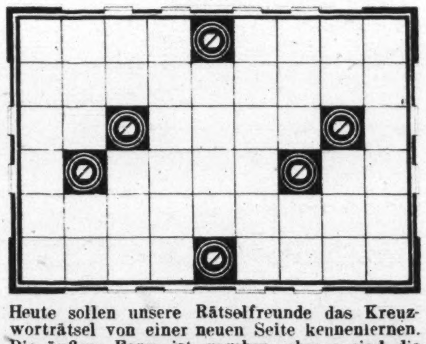
Die Silben jeder Zeile sind so zu ordnen, daß sie, im Zusammenhang gelesen, einen Vers von Julius Hammer ergeben.

Ein Zeichen mehr

Kamera — Sachs — Furie — Brie — Tor — Kuppe — Sole — Thor — Tal — Schneid — Meile.

Jedem der obenstehenden Wörter ist ein Buchstabe anzufügen, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die angefügten Buchstaben ergeben, fortlaufend gelesen, einen Feldherrn des Großen Kurfürsten.

Kreuzworträtsel zum Selbstmachen



Heute sollen unsere Rätselfreunde das Kreuzworträtsel von einer neuen Seite kennenlernen. Die äußere Form ist gegeben, ebenso sind die Füllwörter vermerkt. Nun gilt es, die Möglichkeiten des Rätsels zu erkunden und jedem Wort den richtigen Platz anzuweisen; hier ist die Anzahl der Buchstaben sehr wichtig.

Es treten folgende Wörter waagerecht oder senkrecht in Erscheinung: Ade — Age — Aktien — Asti — Elektrode — Halt — Haue — Ithaka — Karthager — Male — Met — Niel — Nota — Orakel — San — Tajo — Tauern.

Sprichwort-Mosaik

sense	nein	laßde	uckst
undge	inef	schlos	indan
inenm	duke	liege	nschl

Die Mosaiksteinchen ergeben, richtig aneinandergereiht, ein Sprichwort.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Zoologisches Suchrätsel: Gnu, Olm, Lachs, Dachs, Floh, Alk, Schwan, Affe, Nerz. — Goldfasan.

Silbenrätsel: Ohne Vertrauen wird nichts. — 1. Olive, 2. Hammerwerfen, 3. Nipkow, 4. Eisengießerei, 5. Vogelhändler, 6. Euklid, 7. Rebhuhn, 8. Teufelei, 9. Roßbach, 10. Augentrost, 11. Ulfilas.

Zahlenkasten: Zelt, Lied, Rute. — Luederitz.

Kreis-Wabenrätsel: 1. Dahome, 2. Morast, 3 Ungarn, 4. Punier, 5. Salbei, 6. Asgard, 7. Wagram, 8. Ariost, 9. Alboin, 10. Dolman, 11. Odessa, 12. Hachse. Innenfelder: Hornisgrinde.

Edelweiß auf dem Elbrus

(Fortsetzung von Seite 3)

erkennen. Mit meinem Burschen St., meinem besten Kameraden, winde ich mich durch die unzähligen Gletscherspalten. Immer wieder öffnen sich neue Klüfte, die uns zu mühsamen Umwegen durch das Eislabyrinth zwingen.

Glutend heiß prallt die Sonne auf den Schnee.

Müde torkeln wir vorwärts.

Wir haben seit gestern abend nichts mehr gegessen. Na, hoffentlich hat uns der Spähtrupp Sch. einen Tee gekocht!

Ich stehe mit St., der die Divisionskommandoflagge trägt, 800 Meter unter dem Haus, als ich aus den Gletscherbrüchen links über mir angerufen werde. Dort sehe ich einen deutschen Soldaten, der sein Gewehr waagerecht hält, mir damit also zu verstehen gibt, daß das Elbrushaus zum Teil besetzt sei. Ich sehe mit dem Glas genau hinüber. Tatsächlich: Hinter diesem Felsen steht ein Doppelposten . ., an jener kleinen Hütte ist ein Maschinengewehr in Stellung gebracht . . ., dort oben am Felsen steht wieder ein Doppelposten— kurz, wohin ich sehe, überall sowjetrussische Soldaten. Das ist sehr schlimm. Ich brauche das Haus unter allen Umständen als militärischen Stützpunkt, angreifen kann ich es angesichts seiner beherrschenden Lage mit den mir zur Verfügung stehenden Kräften nicht, also muß ich versuchen, es in Güte zu bekommen.

Ich schwinge mein nicht mehr ganz weißes Handtuch als Parlamentärflagge und gehe auf den mir nächstgelegenen Doppelposten zu. Mein guter St. nimmt mit der Divisionskommandoflagge derweil Stellung in einer Gletscherspalte, während Sch. mit seinem Spähtrupp, glücklicherweise ohne zu schießen, von drüben her beobachtet, was man mit mir machen wird.

Etwas unbehaglich war mir zumute, als mich die zwei Mongolen mit aufgepflanztem Seitengewehr unter Mißachtung meiner Parlamentärflagge abführten. Ich verlangte, vor einen Offizier gebracht zu werden, und bekomme deren gleich drei zu Gesicht. Ich mache ihnen klar, daß ich große Truppenmengen bei mir hätte, so daß sie rings umstellt seien. Obwohl sie nicht deutsch sprechen und ich nicht russisch, gelingt es mir, sie davon zu überzeugen, daß die Lage hier oben für sie sehr ernst sei. Kurz entschlossen geben sie ihrer Mannschaft den Befehl, mich zu erschießen, kümmern sich aber glücklicherweise nicht um die Ausführung dieses Befehls, sondern steigen mit einem Teil ihrer Leute ins Bakssantal ab.

Durch glücklichen Zufall finde ich in der Kommandostelle der mit dem Hotel verbundenen meteorologischen Station, die ich, immer von einigen verwunderten Mongolen begleitet, durchschnüffle, einige Teller wunderbaren Kuchens, den ich an das Erschießungskommando austeile. Während sie mit vollen Backen kauen, entlade ich ihre Gewehre und das vor der Station stehende Maschinengewehr, dann erkläre ich ihnen, daß sie nunmehr meine Gefangenen seien. St. durfte nachkommen, er zog aus seinem Rucksack die Reichskriegsflagge und hißte sie auf der meteorologischen Station. Meine Mongolen habe ich in der Folgezeit teils als Küchenjungen, teils als meine persönlichen Diener und Träger verwandt. Sie haben sich vortrefflich bewährt. Im Laufe der nächsten Tage rückte ein Teil meiner Mannschaft tröpfchenweise nach. Jeder war nahezu zentnerschwer beladen mit Munition und Verpflegung. Inzwischen blieb die Spitzenmannschaft nicht müßig. Drei Tage lang stiegen wir durch die steilen Firnflanken des Elbrusgipfels bis in 5300 Meter Höhe. Meine Leute, die nun drei Jahre lang durch die Ebenen Polens, Frankreichs und Sowjetrußlands marschiert sind und nur in Jugoslawien eine ganz kurze Luftveränderung genossen hatten, mußten allmählich wieder an diese Höhen gewöhnt werden.

Am 21. August war ich mit dem Training so weit, daß ich mit einer ausgewählten Gipfelmannschaft morgens um 3 Uhr den letzten Sturm wagen durfte. Dicke schwarze Wolkenmauern drohten im Westen, starker Sturm verhieß Schlechtes. Aber es mußte geschafft werden. Nachts noch war ein Funkspruch unseres Generals gekommen, der die beschleunigte Durchführung der Gipfelbesteigung befahl. Nun gab es nur noch eins: Der Gipfel mußte her, ganz gleich, wie die Schwierigkeiten und die Wetterverhältnisse sein mochten!

Langsam, Schritt vor Schritt setzend, stapfen wir über die hartgefrorenen Firnhänge bergauf. Sehr vorsichtig muß jede Bewegung in dieser Höhe abgemessen werden. Jede überflüssige Bewegung nimmt kostbare Kraft und kann sich verhängnisvoll auswirken. Wer auch nur ein paar Schritte auf die Seite springt, um die Gruppe zu photographieren, hat ungeheure Mühe, das Versäumte wieder einzuholen. Man hat da das Gefühl, als ob man eine Stunde lang in der Gasmaske Freiübungen gemacht und dazu gesungen hätte.

Ein Sprechen ist bei dem immer stärker werdenden Sturm nicht möglich. Jeder denkt nur an das eine: Es muß gelingen! Der rasende Schneesturm peitscht abwechselnd Hagelkörner und nasse Schneeflocken gegen die Schneebrillen, die immer wieder verklebt werden. Nimmt man sie ab, dann kann man die Augen nicht öffnen, weil die scharfen Kristalle mit beißender Härte ins Gesicht geschleudert werden. Endlich merken wir am Flacherwerden des Geländes, daß wir der Gipfelscharte nahe sind.

Da taucht auch vor uns im undurchdringlichen Nebel auf drei bis vier Schritt Entfernung die kleine Hütte auf, die in der Scharte steht. Es ist eine beklagenswerte Erscheinung: Innen ist sie ganz mit Eis ausgefüllt. Nur wenige Mann finden zwischen dem Eisblock und den Wänden Schutz vor dem Sturm. Eine halbe Stunde zum Verschnaufen, und dann geht's los auf den Gipfel. 320 harte Meter sind's noch, die uns von ihm trennen.

Immer steiler bäumt sich die Eiswand über uns!

Scharf greifen die Steigeisen, die Pickelhaube saust in den blauschimmernden Grund und schafft mühsam Kerben für den Fuß! Mein braver St. müht sich redlich mit der Divisionskommandoflagge, die der Sturm hin und her wirft. Unser bärenstarker Oberwachtmeister K. entrollt die Reichskriegsflagge, und das gibt uns den Auftrieb für die letzten schwersten Meter.

Wild knattert das rote Tuch über uns, nur schemenhaft im Nebel immer wieder höher auftauchend. Keuchend, unter dem Aufgebot der letzten Kraft und mit dem letzten Atemvorrat folgt jeder diesem Zeichen. Am Gipfel bricht unser Jüngster, der Gefreite mit dem EK. I, unter dem Gewicht der Kommandoflagge zusammen. Unser Arzt, der berühmte Himalaja-Bergsteiger von K., rafft sie an sich und schlägt sie mit derber Faust in das Eis des Gipfels. An mitgebrachten Bambusstangen, Feldkabeln und Eishaken wird die Reichskriegsflagge vertäut. Mit zitternder Hand leisten wir den Flaggengruß. Es ist Punkt 11 Uhr!

Dann aber nichts wie runter. Kriechend verläßt die Mannschaft das blankgefegte Gipfelplateau. An ein aufrechtes Gehen ist bei diesem rasenden Sturm nicht zu denken. Unser Dichter, der 42jährige J. M. B., der sich mit unglaublicher Energie bis auf den Gipfel geschleppt hatte, verliert im Abstieg den Halt und rast über die Eisfläche hinab, kann sich jedoch wieder fangen. In der Schartenhütte sammelt die Mannschaft, dann beginnt der unendlich mühsame Abstieg durch den inzwischen bis zur Bauchhöhe angewachsenen Neuschnee. Immer wieder bricht einer zusammen, und immer wieder rafft er sich auf oder wird von Kameradenhänden emporgerissen. Keiner darf liegenbleiben, denn das wäre ein sicherer Tod. So schleppen wir uns gegenseitig bergab. Mein prächtiger Obergefreiter Sch., Bergführer aus Obersdorf, packt immer wieder einen Ermatteten unter die Achsel und trägt ihn ein Stück zu Tal. Allmählich wird's dunkel, aber das stört uns nicht. Wir haben mit Kompaß und Höhenmesser schon während des Aufstieges alle notwendigen Richtungspunkte festgelegt und würden auch mit geschlossenen Augen zum Haus zurückfinden. Unser Oberwachtmeister K. springt mit einem Funkspruch an die Division, der den Sieg meldet, die letzten paar hundert Meter voraus. Abends um 20 Uhr habe ich meine Mannschaft wohlbehalten wieder eingebracht. Ich bin stolz, daß meine Gebirgsjäger aus Sonthofen, Obersdorf, München, aus den Werdenfelser Bergen, aus den württembergischen Landen und wo sie noch herstammen mögen, es so prächtig geschafft haben. In derselben Nacht erhält unser General den Funkspruch:

„21. 8., 11.00. Auftrag erfüllt. Reichskriegsflagge auf höchstem Elbrusgipfel gehißt, Divisionskommandoflagge daneben aufgestellt. Wir grüßen unseren General."

TRÄGER DES EICHENLAUBES

Generalmajor Herr,
Kommandeur einer Panzer-Division
als 110. Soldaten der deutschen Wehrmacht

General der Panzertruppen Kempff,
Komm. General eines Panzerkorps
als 111. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberstleutnant Walter Gorn,
Kommandeur eines Kradschützen-Bataillons
als 113. Soldaten der deutschen Wehrmacht

TRÄGER DES RITTERKREUZES

Feldwebel Johann Biehl,
Zugführer in einem Infanterie-Regiment

Major Rudolf Boeckmann,
Kommandeur einer schweren Artillerie-Abt.

Major Georg Briel,
Kommandeur eines Fla.-Bataillons

Oberst Alfred Bruer,
Kommandeur eines Panzer-Artillerie-Regiments

Oberstleutnant Richard Daniel,
Kommandeur eines Infanterie-Regiments

Gefreiter Franz Doff,
Gruppenführer in einem Gebirgsjäger-Regiment

Hauptmann Alfred Dürrwanger,
Kompaniechef in einem Jäger-Regiment

Feldwebel Alois Eckert,
Zugführer in einem Panzer-Regiment

Wachtmeister Siegfried Freyer,
Zugführer in einem Panzer-Regiment

Oberst Helmut Fürguth,
Kommandeur eines Artillerie-Regiments

Oberst Erich Geißler,
Kommandeur eines Infanterie-Regiments

Oberleutnant Walter Giehrl,
Kompanieführer in einem Gebirgsjäger-Rgt.

Grenadier Günther Halm
in einem Panzergrenadier-Regiment

Hauptmann Siegfried Heller,
Kompaniechef in einem Pionier-Bataillon

Hauptmann Richard von Hößlin,
Führer einer Panzer-Aufklärungs-Abteilung

Hauptmann Karl Hofbauer,
Bataillonsführer in einem Infanterie-Regiment

Oberleutnant Otto Hoffmann,
Batterieführer in einer Sturmgeschütz-Abt.

Oberleutnant Günter Klappich,
Kompanieführer in einem motor. Inf.-Regiment

Hauptmann Erich Klawe,
Bataillonsführer in einem Infanterie-Regiment

Generalmajor Friedrich Köchling,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Major Eugen König,
Führer eines Infanterie-Regiments

General der Gebirgstruppen Rudolf Konrad,
Kommandierender General eines Armeekorps

Generalmajor Dietrich Kraiß,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Hauptmann Karl Langesee,
Bataillonskommandeur in einem Jäger-Rgt.

ES STARBEN DEN HELDENTOD DIE RITTERKREUZTRÄGER:

Generalmajor Julius v. Bernuth,
Chef des Stabes einer Panzer-Armee

Oberleutnant Georg Bittlingmaier,
Bataillonsführer in einem Infanterie-Regiment

Rittmeister Hans-Günther Braun v. Stumm,
Führer einer Aufklärungs-Abteilung

Major d. R. Gerhard Florin,
Bataillonskommandeur in einem Panzergrenadier-Rgt.

Rittmeister d. R. Friedrich v. Homeyer
Kommandeur einer Aufklärungs-Abteilung

Oberst Herbert Müller,
Kommandeur eines Panzergrenadier-Regiments

Oberleutnant d. R. Herbert Pollow,
Bataillonsführer in einem Infanterie-Regiment

Hauptmann Joseph Riepold,
Kompaniechef in einem Panzer-Regiment

Oberst Walter Rödlich,
Kommandeur eines Panzer-Regiments

Leutnant Konrad Schirmer,
Zugführer in einem Pionier-Bataillon

Finnische Soldaten

Die Mannerheim-Linie

„Wo lag eigentlich die Mannerheim-Linie, von der damals soviel die Rede war?“ fragte ich den finnischen Major.

Als er antwortete, glänzten seine Augen fast schalkhaft: „Die Mannerheim-Linie war das Heldentum der finnischen Soldaten. Es hat keine Mannerheim-Linie in Ihrem Sinne gegeben. Sie war eine Illusion, ein Bluff. Als ein sowjetischer Offizier einen gefangenen Finnen nach der Mannerheim-Linie fragte, erhielt er die Antwort: „Die haben meine Kameraden mitgenommen!“ —

Was einen Finnen beinahe erschreckt

Eine Stadt in Südfinnland wurde bombardiert, und der feindliche Flieger ließ sein Maschinengewehr auf die Menschen spielen. Alles sprang in Deckung. Ein gerade beurlaubter Soldat fühlte einen Schlag gegen seine Stirn. Eine Kugel hatte einen Baum durchschlagen und war, da sie nicht mehr die Kraft hatte, die Schädeldecke des Finnen zu durchbohren, in seiner Stirn steckengeblieben. Etwas verblüfft tastete der Soldat an seine Stirn, riß das Geschoß heraus und brummte: „Zum Teufel, das hätte mich ja beinahe erschrecken können!“

Die gewöhnliche Stille

Ein finnischer Erkundungsoffizier, der am Kollaafluß auf Patrouille war, bemerkte in seiner Meldung: „Die gewöhnliche Stille. An die hundert Feinde vernichtet.“

Finnische Antworten

„Wie weit sind die sowjetischen Soldaten“, fragte ich einen finnischen Grenzjäger, „damals im Winterkrieg vorgedrungen?“

„Sie kamen bis zum Fluß bei Pelkosiniemi!“ antwortete er.

„Und kamen welche über den Fluß?“

„Jawohl“, antwortete der Finne mit undurchdringlichem Gesicht, „es kamen ein paar Feinde über den Fluß und blieben dort.“

„Also sind doch welche 'rübergekommen!“

„Ja, ja“, gab der Finne zurück, „aber ich sagte schon, daß sie dort blieben. Sie waren nämlich tot, als sie unser Ufer erreichten.“

Von den Sowjets verschleppt

„Ich muß Dir ein Erlebnis erzählen, bei dem ich beinahe Gelegenheit bekommen hätte, mir die innersowjetrussischen Verhältnisse etwas genauer ansehen zu können.

In den letzten Augusttagen hatte unsere Kompanie im Rahmen der Division die Aufgabe, den in und um Kiew eingeschlossenen Gegner bei Shotow zu halten. Mein Zug lag — zwei, drei Mann in je einem Erdloch — in einem Kohlfeld, den Sowjets etwa 60 bis 80 Meter gegenüber. In der fraglichen Nacht, gegen 2.30 Uhr, gewahrte ich eine Gruppe von etwa zehn Mann, die in einer Entfernung von vielleicht 30 Meter rechts von mir, gebückt gehend und miteinander flüsternd, unsere Linie durchschritten. Infolge der tiefen Dunkelheit und des hohen Grases war es mir nicht möglich festzustellen, ob ich Freund oder Feind vor mir hatte. In der Annahme, einen eigenen Spähtrupp oder eine ablösende Gruppe im Nachbarabschnitt vor mir zu haben, rief ich wiederholt: ‚Halt! — wer da?‘ Aber ich bekam keine Antwort. Daraufhin ging ich, nur mit Maschinenpistole und Stahlhelm, auf die Gruppe zu, die ich beim Näherherangehen als Sowjets erkannte. Auf meinen Ruf: ‚Halt! — Hände hoch!‘ kamen die Sowjets der Aufforderung nicht nach, sondern warfen sich hin. Ich richtete die MP auf die Liegenden und drückte ab. Die MP jedoch versagte. Unmittelbar danach sprangen die Sowjets auf und fielen über mich her.

Es gelang mir noch, den ersten mit einem Schlag der MP zu treffen, dann drückte man mich zu Boden. Meine Versuche, auf die Beine zu kommen, glückten mehrfach, doch Kolbenschläge auf den Kopf — den Stahlhelm hatte ich gleich verloren — und Faustschläge auf Gesicht und Körper ermöglichten es den Sowjets, mich trotz verzweifelten Wehrens und Rufens mit sich zu schleppen. Kurz vor Erreichen der bolschewistischen Linien konnte ich mich, als eine eigene Leuchtkugel die Sowjets zwang, Deckung zu nehmen, losreißen und im Schutz des hohen Grases und der Dunkelheit, mit ausgerecktem Schultergelenk und ‚leicht‘ blutend am Kopf und an den Händen, die eigenen Stellungen wieder erreichen!“

Aus einem Feldpostbrief von Unteroffizier Erich Otto

Sekunden entscheiden

Achtzig Meter vor der deutschen Stellung blieb ein schwerer sowjetrussischer Panzer bewegungsunfähig liegen, aber er war dennoch kampffähig und beschoß abwechselnd die Infanterie in ihren Löchern und den Bataillonsgefechtsstand.

Nach sorgfältiger Erkundung schlich ein Feldwebel mit einer geballten Ladung von seitlich rückwärts an den Panzer heran, zog ab und warf die Ladung auf die Fläche hinter dem Turm. Mit einem Satz sprang er dann hinter die nächste Deckung und wartete.

Aber es passierte nichts. Die Ladung detonierte nicht. Zusammen mit einem Pionier, der inzwischen herbeigekrochen war, um seinem Kameraden zu helfen, arbeitete er sich an den immer noch wild feuernden Panzer heran, richtete die Ladung von neuem her und warf sie abermals auf den Panzer.

Bruchteile von Sekunden darauf wirbelten die Aufbauten des Panzers mit donnerndem Krachen durch die Luft. Aber dennoch schien die Besatzung nicht aufgeben zu wollen, denn als der Feldwebel durch die von der Explosion aufgerissene Turmluke in das Innere des Panzers schaute, bemerkte er, daß der Führer des Panzers, ein sowjetrussischer Leutnant, eben die Hand hob, um seine Handgranate zu werfen. Der Feldwebel kam seiner Absicht zuvor und erledigte ihn und einen Mann der Besatzung mit seiner Maschinenpistole. Aber immer noch war Leben in dem Panzer. Eine Handgranate flog durch die halbgeöffnete Einstiegluke ins Innere, im nächsten Augenblick wurde sie wieder zurückgeworfen und fiel dem Feldwebel genau vor die Füße. Das geschah alles blitzschnell. Sich hinwerfen und am Boden festkrallen war für den Feldwebel eins. Wie durch ein Wunder kam er mit zwei leichten Splitterverletzungen an den Händen davon. Nun aber hörte bei ihm, wie er sich später ausdrückte, als er seinen Kameraden den Vorfall berichtete, „die Gemütlichkeit“ auf. Er sprang auf den Panzer und schoß aus seiner Maschinenpistole durch die Luke.

Der Feindpanzer und seine Besatzung waren vernichtet.

Zeichnung von Edwin Grazioli

STRATEGIE AUF DEM TISCHTUCH

VON HANS FREYTAG

Eduard von Gebhardt, der lange Jahre hindurch das verehrte Haupt der Düsseldorfer Malerschule und durch Strenge gegen sich selber ebenso ausgezeichnet war wie durch Güte gegen andere, wurde einmal in das Haus einer bekannten Kölner Industriellenfamilie eingeladen. Ein ausgezeichnetes Essen war aufgetragen. Der Stolz des Hauses, ein altes chinesisches Porzellandekor, zierte den Tisch, dem ein Damasttuch aus berühmter flämischer Manufaktur die feierliche weiße Grundlage gab.

Unter den Gästen befand sich auch ein noch sehr junger Kunstschüler, den die Frau des Hauses zu protegieren trachtete. Zum ersten Male in seinem Leben erschien er an einer so exquisiten Tafel und unter so exquisiter Gesellschaft. Daß er dem großen alten Mann gegenüber sitzen durfte, beglückte ihn, wenn es ihn auch zugleich sehr verlegen machte. So kam es, daß er, als der Diener ihm die Sauciere reichte, einen dicken braunen Klecks auf das kostbare Damasttuch machte.

Die Hausfrau, deren Empfindlichkeit und vor allem Engherzigkeit allgemein bekannt war, ließ ein kaum unterdrücktes „Oh!“ vernehmen, und ihre Stirn zeigte eine schwere Unmutsfalte.

Eduard von Gebhardt bemerkte beides und auch die blutrote Verlegenheit des armen Jungen. „Kennen Sie die Geschichte der Schlacht bei Aspern?“ fragte er mit betonter Liebenswürdigkeit die Hausfrau, während er seinen Teller ein Stück beiseite schob.

Sie und die anderen beeilten sich zu sagen, daß sie sie nicht kannten; und sie waren froh, durch eine hübsche Anekdote über den Ärger hinweggeführt zu werden.

„Stellen Sie sich zunächst ein mäßig hügeliges Gelände mit schönen grünen Wiesen vor ... ach bitte, reichen Sie mir noch etwas Spinat!“ rief er dem Diener zu. Dann kleckste er mit dem Löffel eine gehörige Portion des grünen Gemüses auf das Tischtuch, markierte Abhänge und Wälder, indem er es da ausbreitete und dort zusammendrückte.

„Von hier aus rückten die Franzosen vor“, fuhr er fort, und er legte den Knöchel eines Koteletts in den Spinat. „Hier liefen die Verteidigungslinien der Österreicher. Die Donau wollen wir mit einem Strich Sauce markieren, da wir keine blaue Farbe in der Speisekarte haben — sie ist ohnehin nie so recht blau. Die Opfer des Schlachtfeldes mögen durch diese Spritzer Rotwein angedeutet werden.“

Dann schwieg der alte Herr, er schwieg lange und versonnen. Das Essen fing an abzukühlen. Schließlich fragte eine beherzte Dame: „Das also ist die Situation. Was aber ist nun die Pointe der Geschichte?“

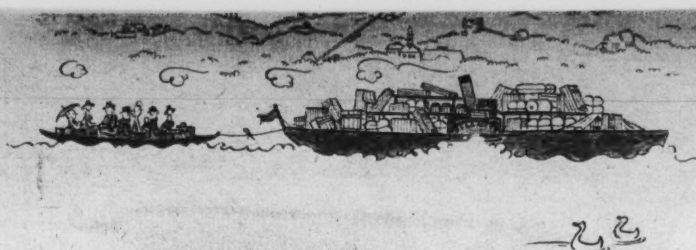
„Richtig, die Pointe!“ fuhr Gebhardt fort. „Die Pointe — der junge Mann hat sie mit malerischer Treffsicherheit vorweggenommen. Er hat nämlich den Punkt angegeben, von dem aus Napoleon das Konzept der Schlacht entschied — hier, diesen braunen Saucenfleck! Er ließ ein Regiment, ein einziges, eine Flankendeckung vornehmen. Mit diesem geradezu bescheidenen Einfall rettete er eine ganze Armee! Selbst bei den allergrößten Aktionen entscheiden oft kleine Einfälle. Entschuldigen Sie, verehrte gnädige Frau, wenn ich bei einem so winzigen Anlaß, wie es ein Saucenfleck ist, selber keinen größeren Einfall hatte.“

Dabei fuchtelte er mit dem Bratenmesser bedrohlich über das Damasttuch hin. Die Hausfrau wurde noch einen Schatten blasser. Der Hausherr hingegen, der wesentlich gelassener war, meinte: „Soviel ich weiß, hatte die Schlacht bei Aspern den Frieden im Gefolge. Napoleon brauchte also nicht erst das Tischtuch zwischen sich und Kaiser Franz zu zerschneiden.“

„Sie haben gewonnen“, sagte Gebhardt. Und er legte das Bratenmesser friedlich auf seinen Platz zurück.

Alle lachten. Auch die Hausfrau — vor Erleichterung.

Im Wettstreit des Humors zwischen Front und Heimat: Dresden geht in Führung

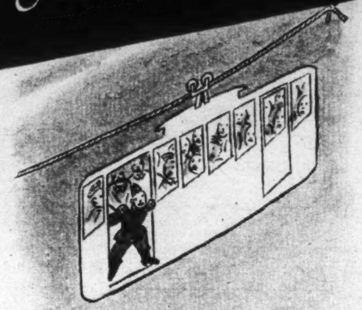


Kriegsbedingter Gütertransport der Elb-Luxus-Raddampfer mit bürgerlichem Geleit

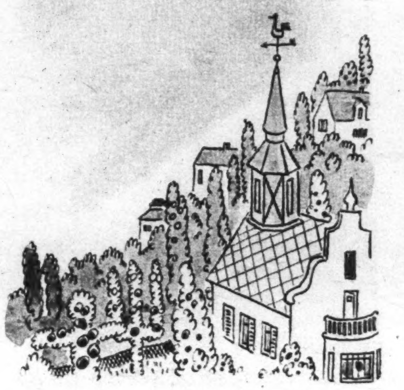
Während der Kriegsdauer Bauvorhaben eingestellt „Alma — es rächend — abservieren!“

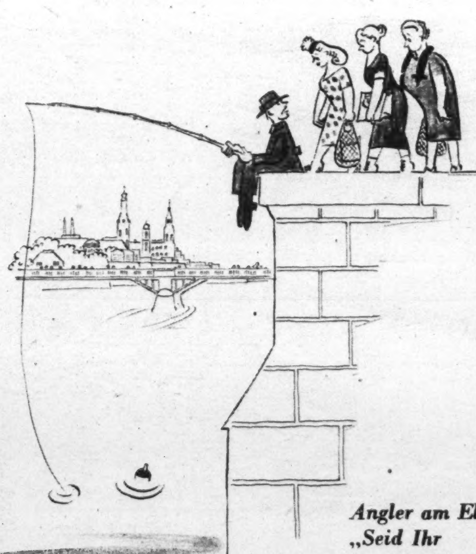
Freudentaumel in Dresden. Es sind 60 Gramm Kaffee aufgerufen!

Zeichnungen von W. Kruse

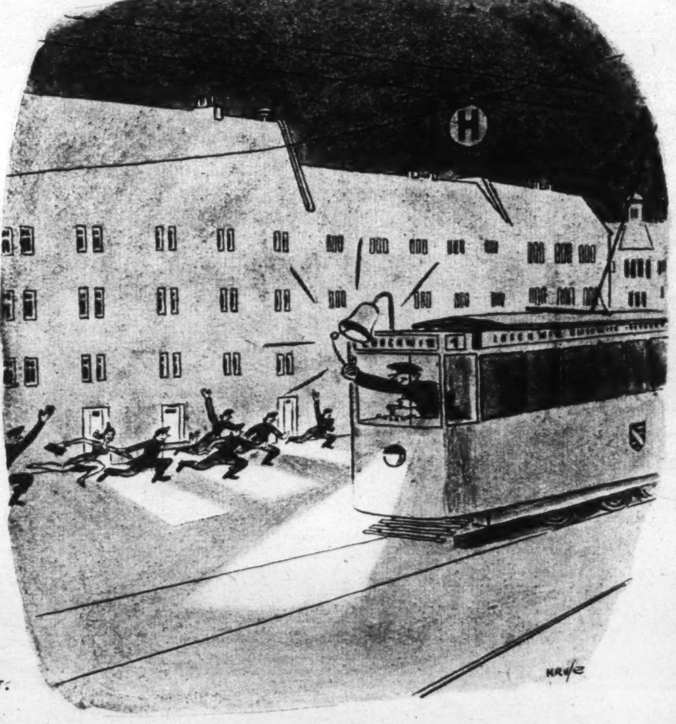


Verhängnisvolle Loschwitzer Schwebebahn. „Baul, ich hab Dir schon dausendmal gesaacht, Du bist doch hier nicht bei der Luftlandedrubbe“





Angler am Elbufer: „Seid Ihr eingedrachen?“



Kulante Dresdener Straßenbahn — Die letzte wird angezeigt

SACHSEN MACHEN SACHSENWITZE

Sprachpflege. Auf dem Hauptbahnhof in Dresden wendet sich ein Soldat an den Auskunftsbeamten: „Sie verzeihn — wo gibts denn hier die Billetts für Wochenendurlauber?“

„Billetter gibts bei uns ieberhaupt nich, mei Gutester, hechstens Fahrkarten.“

„Und wo gibts die Fahrkarten?“

„Dort driem — am Billettschalter!“

*

Der „Kraft-Pfarrer“. Unteroffizier Frommhold war als Fahrer zum Bataillonskommandeur kommandiert worden. Als er seine erste Fahrt unternehmen soll, meldet Frommhold, daß er vom Autofahren keine Ahnung habe. „Was sind Sie denn überhaupt von Beruf?“ fragt der Kommandeur.

„Pfarrer, Herr Oberstleutnant!“

(In der Schreibstube der Kompanie hatte ein Sachse gesessen, der den „Pfarrer“ in seiner Heimatsprache zum „Fahrer“ gemacht hatte!)

Papierersparnis. Der gute Wille, mit dem Papier zu sparen, beherrscht auch den Vorstand einer Dresdener Amtsstube, und er erläßt deshalb folgende schriftliche Anweisung:

„Der Vorgang Müller/Schulze (1930—1937) kann im Rahmen der Papiersparmaßnahmen restlos eingestampft werden, nachdem vorher von allen fünf Aktenbündeln eine Abschrift angefertigt worden ist.“

*

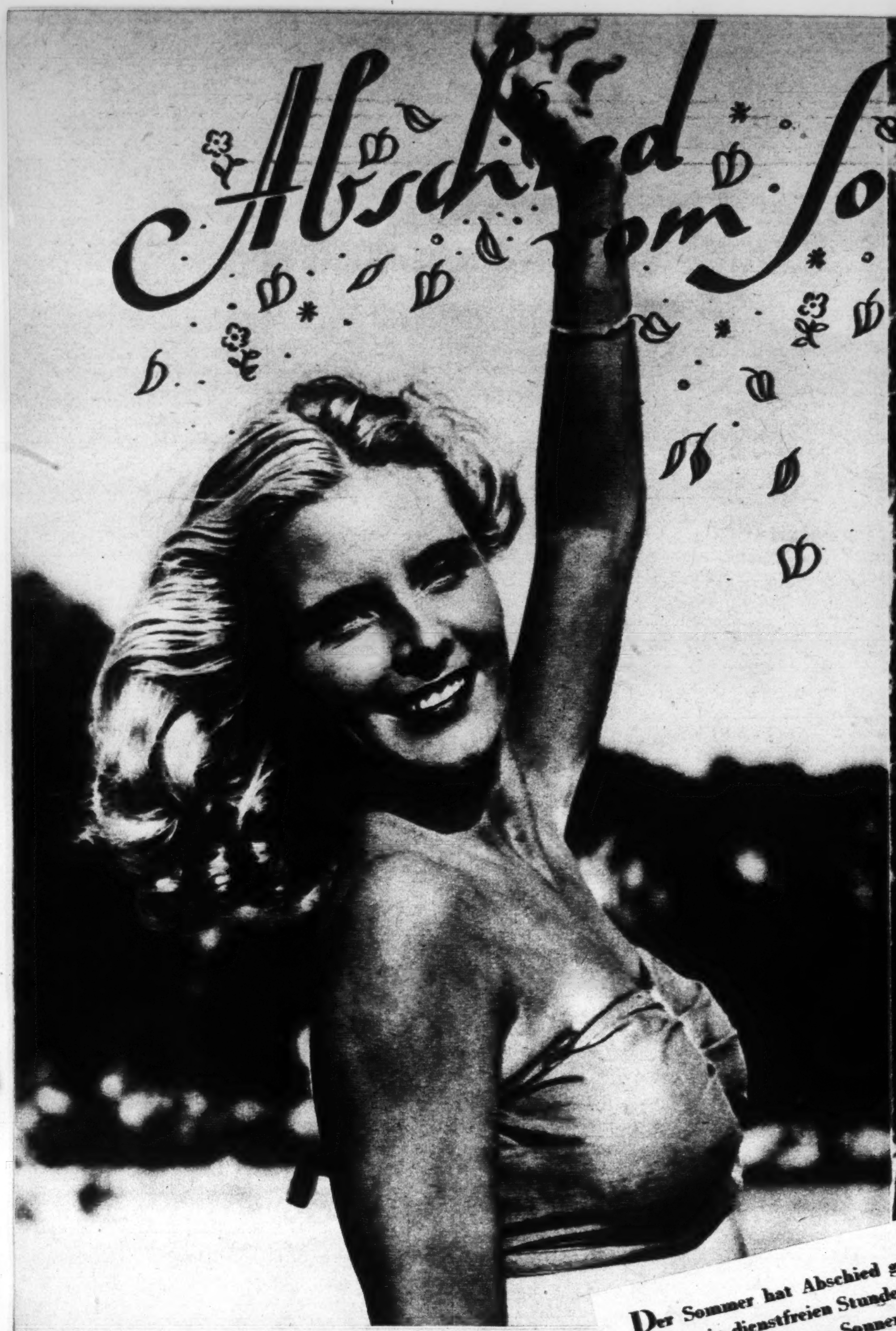
Kameraden. Kurz vor Zapfenstreich fährt die Straßenbahn 9 über den Neumarkt. Auf der vorderen Plattform steht ein Mann der Heilsarmee. Ein Soldat, der etliche „Laacher“ hinter die Binde gegossen hat, steigt zu, stutzt und wendet sich an den Mann mit der unbekannten Uniform: „Was bisten du for e komischer Soldat?“

„Ich bin ein Soldat des Himmels, Kamerad!“

„Ä Soldat . . . hup . . . des . . . Himmels? — — — Mensch, hast dus da weit in de Kaserne!“

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht. Verlag: „Die Wehrmacht“ K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf: 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin.

Abschied vom Sommer



Der Sommer hat Abschied genommen. Noch einmal wurden in dienstfreien Stunden und wenigen Tagen der Freizeit seine warmen Sonnenstrahlen bis zum letzten ausgenutzt, noch einmal wurde der liebste Weg gewandert, noch einmal der blaue See durchschwommen. Unsere Frauen und Mädel haben Sonne und Luft „getankt" für einen arbeitsreichen Weg durch einen langen Winter.

…ufnahmen: Bayer-Karlsruhe (2), Schirner, F. E. Uetrech…